Die Zukunft.

Berlin, den 11. November 1899.

1917.

Das achtundvierzigste große Kriegsschiff war vom Stapel gelassen und auf den Namen Alfreds des Großen getauft worden, des ersten Erbauers einer britischen Flotte. Die Marinewerkstätten Schichaus und des danziger Holmes prangten in reichem Fahnenschmuck, die dort stationirenden Kanonenboote hatten alle Flaggen gehißt, Böller dröhnten, die Glocken der Katharinenkirche läuteten durch das Land und in Neufahrwasser flatterte ein Brieftaubenschwarm vom Lootsenthurm über das Baltische Meer, um nach Kiel die frohe Kunde zu tragen, daß in der Entwickelung der deutschen Seemacht die erste Etappe endlich erreicht worden sei. Die erste Etappe; denn schon seit dem Oktober 1913 war männiglich ja bekannt, daß der Flottenplan des Jahres 1899 ganz veraltet, von den Ereignissen längst überholt sei und einem viel umfassenderen Plan Platz machen müsse. Einen Augenblick hatte es, im Januar 1900, so ausgesehen, als sollte das Flottengesetz, das für siebenzehn Jahre der Regirung die Hände band und die Mehrung der Marine in äußerst bescheidenen Grenzen hielt, an dem eigensinnigen Widerstande des Reichstages scheitern. Doch diese Furcht währte nicht lange. Achtundvierzig neue große Kriegsschiffe: daran war viel zu verdienen. Die Besitzer und Aktionäre der Eisen- und Kohlenhütten, die Maschinenfabrikanten, Werftinhaber und Rheder waren sofort Feuer und Flamme für den patriotischen Plan, die Börsenhaussiers errechneten die zu hoffenden Kursgewinne und auch die sonst an Industrie und Handel Interessirten sagten sich, bei einem so ungeheuren Bauunternehmen müsse für sie ein Profit herausspringen. Und war es nicht ein im höchsten Wortsinne nationales Unternehmen?... Solche Riesenschiffe müssen ja nicht nur gebaut, sondern

auch mit allem Zubehör versehen, mit gewaltigen Kohlenmengen gespeist, bemannt und mit rasch aufgezehrtem Proviant versorgt werden. Das bringt Geld unter die Leute. Lange hatte die Angst vor einem Industriekrach die Gemüther belastet. Der neue Flottenplan und das Mittellandkanalprojekt hatten den Alb von der Brust genommen. Eine Weile ließ sich damit wieder wirthschaften. Der jähe Rückgang der Dividenden, vor dem man seit Jahren gebebt hatte, konnte vorläufig noch vermieden werden. Die Interessenten hatten der ihrer Macht zugänglichen Presse das Losungwort zugeheischt und bald hatte der gute Bürger in allen großen Blättern gelesen, ein patriotisches Werk dürfe nicht zum Gegenstande knauserigen Feilschens und philiströser Pfennigfuchserei gemacht werden. Das wirkte auch auf die Parteien, deren Kriegskassen ja auf das Wohlwollen der großen Kapitalisten angewiesen sind. Außerdem hatte die Regirung mit gewohnter Klugheit und Diplomatenkunst operirt. Den Konservativen waren hohe Getreidezölle, ein vom Geist Stahls erfülltes Volksschulgesetz und die Renaissance der Hofgunst, dem Centrum die Ernennung katholischer Minister und Oberpräsidenten, die zunächst wenigstens stille Duldung jesuitischer Niederlassungen und ein den Parteiwünschen genügendes Kommunalwahlgesetz, den Polen die Abkehr von allen hakatistischen Bestrebungen verheißen worden. Die Nationalliberalen hatten, wie gewöhnlich, nichts bekommen. Sie konnten auch keinen ernsthaften Widerstand leisten, denn ihre Tradition gebot in allen Fragen nationaler Wehrkraft die blinde Unterwerfung unter den Willen der Regirung; und die Großindustriellen, deren politisch organisirte Vertretung sie bilden, hätten in einem für sie so wichtigen Handel kein Zögern und kein Bedenken erlaubt. Zuerst war das — mit einem ganzen Bündel provinzialer Kompensationen bepackte — Kanalgesetz gegen die Stimmen der protestantischen und katholischen Agrarier und der vom Mittellandkanalbau Schädigungen fürchtenden Großindustrievertreter im preußischen Landtag bewilligt worden. Dann hatte das Marinepreßbureau gute Arbeit gethan; immer wieder war den über eine künftig allzu hohe finanzielle Belastung Klagenden zugerufen worden, das Geld bleibe ja doch im Lande und setze sich ersprießlich um — die Auguren lächelten über diese besondere Art, den nationalen Wohlstand zu heben —, und schließlich nahm eine Mehrheit, der nur die drei demokratischen Fraktionen gegenüberstanden, im Reichstag das Flottengesetz an. Das war ein großer Tag gewesen. Die Führer der Mehrheitparteien hatten unmittelbar nach der Abstimmung Adler- und Kronenorden erhalten und in der Thronrede, mit der die Session geschlossen wurde, war,

nach dem Dank für den wieder bewährten Patriotismus der Staaterhaltenden, der frohen Zuversicht Ausdruck gegeben worden, daß nun, durch einen den Bundesrath wie den Reichstag bindenden Vertrag, Deutschlands Zukunft auf eine sichere, allen etwa noch zu erwartenden Stürmen Trotz bietende Basis gestellt worden sei. Und ein großer Tag war es auch, als das achtundvierzigste der im Flottengesetz von 1899 geforderten Kriegsschiffe vom Stapel gelassen wurde. Um die Feierlichkeit zu erhöhen, hatte der Reichskanzler Fürst Chlodwig zu Hohenlohe die Pflicht des Täufers auf sich genommen. In der Rede, die er fast fließend vom Blatt ablas, sagte er: Wie in England von Alfred dem Großen, so sind in Deutschland von Wilhelm dem Großen die Grundmauern der maritimen Wehrmacht errichtet worden; wie aber die Briten erst in Elisabeth die wahre Schöpferin ihrer Schlachtflotte verehrten, so müsse auch der Deutsche in dankbarem Aufblick erkennen, daß erst Wilhelm der Zweite, allen, zum Theil mit den giftigsten Waffen geführten Anfeindungen zum Tort, die Wehrkraft zur See wie einen rocher de bronze stabilirt habe. Der hohe Redner, der doch schon seit zweiundzwanzig Jahren die Bürde des Reichskanzleramtes trug, sprach überhaupt sehr schön, mit der ihm eigenen stilistischen Feinheit, und die Hörer konnten nicht bestreiten, daß sein geistiges Vermögen seit dem Jahre 1899 nicht die geringste Einbuße erlitten hatte. Das gaben willig sogar die Boshaften zu.

In dem Flottenkampf des Jahres 1915 war der damals fünfundneunzigjährige Herr nicht sehr hervorgetreten; er hatte die Hauptarbeit den Staatssekretären überlassen. Diese Arbeit war jetzt auch nicht mehr so mühevoll wie bei früheren Marinevorlagen. Wohl hatte der Bau des neuen Doppelgeschwaders und des Mittellandkanales viel Geld gekostet, — viel mehr, als man ursprünglich berechnet hatte. Unterseeboote nach einem verbesserten Zédé-Muster waren nöthig geworden, ein amerikanischer Ingenieur hatte einen Torpedotypus erfunden, der Schichaus auf diesem Gebiet als unübertrefflich geltende Leistungen plötzlich veraltet erscheinen ließ, und die schnell auf einander folgenden Wandlungen der Technik steigerten auch bei den Schlachtschiffen die Herstellungskosten. Der Voranschlag der für den Mittellandkanal aufzuwendenden Summen war um ein Fünftel des Gesammtbetrages überschritten worden und an eine Rentabilität des herrlichen Kulturwerkes war für unabsehbare Zeit natürlich noch nicht zu denken. In Preußen waren die Einnahmen der Staatsbahnen, die, um die Kanalkonkurrenz ertragen zu können, ihre Frachttarife herabgesetzt hatten, beträchtlich gesunken und die Sorge, wie er die Budgetüberschüsse am Besten thesauriren

könne, bereitete dem preußischen Finanzminister, dem Kali-Grafen Douglas, keine schlaflose Nacht. Aber ist es nicht alte Unternehmerusance, das Geschäft dadurch zu heben, daß man alle irgend verfügbaren Mittel hineinsteckt? Längst hatten die Maßgebenden sich zu der Anschauung ermannt, daß ein Staat nicht anders zu leiten ist als ein großes Handelsunternehmen, und dieser Auffassung war die Schaar der Besitzenden nach und nach gewonnen worden. Das Gerede von den ethischen, hygienischen und nationalen Pflichten eines Staates wirkte nicht mehr. Es paßte auch nicht in eine Epoche des schrankenlosen Kapitalismus. Wenn der deutsche Kapitalist seinen Profit darin findet, daß in Argentinien und Südchina Eisenbahnen, in Rußland und im britischen Dominion of South-Africa Fabriken gebaut werden, wenn der Kurs der deutschen Konsols von londoner, pariser und petersburger Stimmungen abhängig ist und der zum billigsten Preis Arbeitwillige, mag er Sizilianer, Moskowit oder Kuli sein, im Latifundienbereich der in Ostelbien thronenden Börsenbarone mit offenen Armen empfangen wird, dann klingt solches Gerede aus Urvätertagen recht unmodern. Nur um Zweierlei konnte es sich noch handeln: erstens um den Nachweis, daß die nöthigen Mittel vorhanden oder doch leicht zu beschaffen waren; zweitens um die Gewißheit, daß die von der Regirung vorgeschlagene Anlageart empfehlenswerth sei. Nach beiden Richtungen waren die Zweifel bald verscheucht. Seit dem Jahr 1890 war die Entwickelung Deutschlands zum Industrie- und Handelsstaat nach britisch-belgischem Vorbild entschieden. Noch einmal hatten, als der Zolltarif von 1903 vorbereitet wurde, die Agrarier diese Entwickelung aufzuhalten versucht; ihnen war ja, als Lohn für die abermals bewährte Marinefrömmigkeit, ein stärkerer Zollschutz verheißen worden. Doch gegen die Macht der Thatsachen hilft kein in bestem Glauben gegebenes Versprechen. Der Zoll auf Brotfrüchte konnte um eine Kleinigkeit erhöht, aber die Einfuhrmöglichkeit konnte nicht gemindert werden. Was wäre sonst aus der Industrie geworden, die sich auf den Massenexport eingerichtet hatte? Die fremden Staaten öffneten den deutschen Produkten die Schlagbäume nur, wenn sie ausreichende Kompensationen erhielten; und solche Kompensationen bot nur die bequemere Einfuhr von Ackerfrüchten. Dazu kamen die billigeren Frachten und Kanalgebühren, die wachsende Leutenoth und technische Errungenschaften, die den Anbau mancher Feldfrucht ganz unergiebig machten. So ging die eigentliche Agrikultur mehr und mehr zurück, besonders auf dem undankbaren Boden der Ostmarken, wo jeder Versuch einer Konkurrenz mit Rußland, Argentinien und den südslavischen Ländern Thorheit gewesen wäre.

Berliner Bankdirektoren hatten hier riesige Landflächen billig gekauft und setzten, mit Arbeitern aus allen Welttheilen, das Werk der Industrialisirung fort, das der kluge und energische Herr von Goßler in Westpreußen schon früh begonnen hatte. Das geflügelte Wort, unsere Zeit stehe im Zeichen des Schornsteines, war zur Wahrheit geworden. Und für die ungeheure deutsche Produktion, von der kaum ein Zehntel im Lande unterzubringen war, brauchte man nun Absatzgebiete. Nur über das Wasser konnte der Weg in das „größere Deutschland" führen, das aller Hoffnungen Zukunftziel war. Import und Transitverkehr trugen alljährlich Millionenbeträge in die Zollkassen des Reiches. An Geld fehlte es also nicht und eine bessere Anlage als in Schlachtschiffen und anderem Rüstzeug zur Seeherrschaft war nicht zu ersinnen. Sollten wir uns wieder von England überholen lassen, an dessen Küsten seit der Annahme des letzten deutschen Flottengesetzes siebenzig neue Kriegsschiffe vom Stapel gelaufen waren? Auch Frankreich, Rußland und die Vereinigten Staaten hatten seit 1900 ihre Seemacht ansehnlich gestärkt. Das Deutsche Reich durfte nicht ins Hintertreffen gerathen. Der nach der pariser Weltausstellung pünktlich eingetroffene Industriekrach hatte es, dank den gewaltigen Staatsunternehmungen, nur leise gestreift. Ein neuer Krach müßte verhängnißvoll werden. Wir müssen, so hieß es in patriotischen, von Victor Schweinburg unterzeichneten Aufrufen, die Stärksten werden und die Billigsten bleiben. Also: eine Flotte ersten Ranges und Arbeitlöhne, bei denen wir auf den fremden Märkten nicht unterboten werden können... Die aufklärende, bildende, sittigende Kraft des Kapitals war, dem Reiche zum Heil, inzwischen so unwiderstehlich geworden, daß veraltete Parteidoktrinen dagegen nicht aufkommen konnten. Das Fähnlein starrer Budgetknauserer war machtlos und es gelang der Regirung leicht, den neuen Marineplan durchzusetzen.

Nur zwei Interessentengruppen leisteten Widerstand: die Sozialdemokratie und die Agrarpartei. Die Zahl der sozialdemokratischen Stimmen hatte während der letzten Jahre außerordentlich zugenommen. Mannichfache Gründe hatten vereint dieses Ergebniß bewirkt. Die Landarbeiter waren, von höherem Lohn und der Aussicht auf ein weniger monotones Leben gelockt, in die Industriewerkstätten geströmt und dort schnell roth gefärbt worden. Kleine Besitzer und Pächter hatten nach der Proletarisirung ihre Sache auf nichts gestellt und sich, da ihnen nichts mehr zu verlieren blieb, der Partei angeschlossen, die in goldiger Dämmerferne das Luftbild einer besseren Zukunft zeigte. Auch von den Gelehrten, Künstlern, Technikern, Beamten, Aerzten hatte sich Mancher dieser Partei verpflichtet, weil ihm der Zorn über

den von Tag zu Tag deutlicher ausgeprägten Klassencharakter des gesammten Staatslebens, der Widerwille gegen die beständig verschärften Zwangsmaßregeln und der Ekel an der unverhüllten Gewinngier der Bourgeoisie ins Lager der Armen und Elenden trieb. Welchen Reiz konnte auf feiner organisirte Naturen ein Reich üben, das nichts Anderes mehr war als ein Syndikat der Besitzenden und das sich von anderen Erwerbsgenossenschaften nur noch durch die feudal-monarchische Fassade unterschied? Die Sozialdemokratie hatte an Umfang also über alles Erwarten zugenommen. Aber ihre Kraft war gelähmt. In ihrem Schoß hatten sich, seit die „Entwickelung" nicht den Lehren des ökonomischen Determinismus entsprochen hatte, zahlreiche Sekten gebildet. Die Mehrheit rieth noch immer, Alles getrost der Entwickelung zu überlassen, die über ein Kleines zur Befreiung der Menschheit durch die Arbeiterklasse führen müsse. Andere aber drängten heftig nach einer gründlichen Revision der Parteidogmen. Und seit Jahren schon wogte der Streit, ob Marxens Werththeorie noch haltbar sei oder modernisirt werden müsse. Zu starken politischen Vorstößen war die Partei in diesem Zustande nicht fähig. Sie konnte mit lange geübter Leidenschaftlichkeit gegen das Bestehende protestiren, wider Militarismus und Marinismus wettern und sozialkritisch Werthvolles leisten. Aber mit dem Stimmzettelhaufen war ihre politische Bedeutung nicht gewachsen und die einst von wildem Haß erfüllten Gegner fingen an, sie gering zu schätzen.

Anders hatte sich das Schicksal der Agrarpartei gestaltet. Die durch die neue Handelspolitik bewirkte Enttäuschung hatte zu einem Schisma geführt. Alles, was noch von der Hofgunst Rettung hoffte, war von der Organisation, deren Mittelpunkt der Bund der Landwirthe bildete, abgesplittert. Sehr groß war die Zahl dieser im Hoffen Seligen freilich nicht. Die Magnaten waren längst Großindustrielle geworden. Der mittlere und kleine Grundadel konnte sich auf seiner Scholle nicht mehr halten; er mußte in die Hinterhäuser der Städte ziehen, wo er seine Verarmung eher neugierigen Blicken verbergen konnte, und es tröstete ihn nicht, wenn ihm haarklein vorgerechnet wurde, er habe durch zu theuren Kauf, durch unzureichende Geldmittel und unzeitgemäße Bewirthschaftung seinen Ruin selbst verschuldet. Machten die Siemens und Gutmann, die Kappel und Mosse da jetzt nicht gute Geschäfte, wo die rückständigen Junker gescheitert waren? Gewiß. Die neuen Großgrundbesitzer hatten Millionen zur Verfügung und merkten auf die Zeichen der Zeit. Aber sie dachten auch nicht daran, ihre Söhne karg besoldete Offiziere oder Beamte werden zu lassen, — und der expropriirte Adel konnte die zu solcher Berufswahl nöthigen Zuschüsse nicht mehr zahlen.

Auch war für seine Sprossen in der von Grund aus veränderten preußischen Verwaltung kein Platz. Der Regirungassessor, der frühere Rittmeister fand sich in diesem komplizirten Mechanismus nicht mehr zurecht und ein Hauptmann a. D. war nicht einmal mehr als Kriminalkommissar zu verwenden. Am Hofe ... Du lieber Gott: welche Rolle sollten die dürftigen Freiherren und Grafen an einem Hof spielen, wo mit den Emporkömmlingen der nouvelles couches ein ungewohnter Glanz eingezogen war? Sollten sie, mit der Sorge um den kommenden Morgen im Herzen, zuhören, wie Herr Fritz von Friedländer in einer Ecke des Weißen Saales dem Freiherrn von Fürstenberg das Programm der Parforcejagd schildert, die er nächstens bei seinem Schloß Lanke veranstalten werde und der die Theilnahme hoher und höchster Herrschaften gesichert sei? In solcher Sphäre konnten die armen Ritter, deren Frauen und Töchter vor den Toiletten der jüngst zugelassenen Prunkdamen bebten, sich nicht heimisch fühlen. Erst heimlich, dann offen gesellten sie sich wieder den früheren Berufsgenossen, die in entschiedenster Opposition zu den herrschenden Gewalten standen, in einer Opposition, die durch das Bewußtsein, einer niedergehenden Klasse anzugehören, verschärft und verbittert wurde. Hier fanden sich Alle zusammen, die von der heutigen Herrschaft nichts zu hoffen hatten und die ererbte Anschauungen und Ideale doch von dem Anschluß an die Sozialdemokratie zurückhielten. Sie saßen seufzend auf den Trümmern des alten Preußenstaates, prophezeiten ein schlimmes Ende der jetzt bejubelten Herrlichkeit... und wurden von den Neukonservativen, die das Heft in der Hand hatten, ausgelacht.

Welches unnennbar Fürchterliche sollte sich um Himmelswillen denn auch ereignen? Die Verarmten würden andere Bethätigungmöglichkeiten finden. Wo Eines Platz nimmt, muß das Andre weichen: Das ist der Lauf der Welt. Auf den Märkten wurde das Gedränge allgemach ja ein Bischen arg. In Rußland war mit der Hilfe des deutschen Kapitals und der deutschen Handelspolitik eine Riesenindustrie entstanden, die sich mit unübersteigbaren Zollschranken umgab und sich anschickte, den asiatischen Markt bis an Indiens weiß leuchtende Thore zu monopolisiren. Der Bereich der amerikanischen Union war aus einem Import- längst ein Exportgebiet geworden, die großbritischen Imperialisten standen zu Schutz und Trutz vereint und die Zahl der subventionirten Postdampfer, die Ostasiens Produkte nach Europa brachten, wuchs mit beängstigender Schnelligkeit. Eben deshalb brauchten wir mehr Schiffe, viel mehr Schiffe. Der Zugang zu den Absatzge-

bieten muß mit Kanonen erzwungen werden. Jenſeits der Weltmeere war Raum und Lohn für Alle zu erraffen, denen in der engen Heimath der Athem ausgegangen war. Dann würden auch die letzten Reſte der Unzufriedenheit bald ſchwinden und keine Umſturzlehre würde fortan noch Macht über die Geiſter haben. Nur forderte die Situation eben Muth und Opferbereitſchaft. Mit Kleinigkeiten, wie dem 1899 für die Flotte bewilligten Betrag, war nichts Großes zu erreichen; dem kühn Wagenden aber lacht reicher, ſicherer Gewinn. Von Ethik und Philanthropie wird man nicht ſatt. England hat das Beiſpiel gegeben, wie ein wahrhaft moderner Staat vorwärts kommt. Hat dort die Entwickelung der Monarchie geſchadet? Iſt der König Georg, der Schwiegervater eines Marquis of Rothſchild und Duzfreund des Sir Alfred Beit nicht das Muſter eines konſtitutionellen Monarchen? So lange die monarchiſche Firmirung den Geſchäftsleuten die beſte Gewinnbürgſchaft bietet, wird man ſie nicht aufgeben; ſpäter kann man ja weiterſehen. Und die lächerliche Furcht, dem Offiziercorps, deſſen Stärke in einem beſchränkten, aber unerſchütterlich ſtarren Ehrbegriff und in dem Verzicht auf goldene Schätze wurzelte, könne der geeignete Nachwuchs fehlen? Unſinn! Drillmeiſter und Schießlehrer würde man immer finden. Und außerdem: Hatte das Landheer denn jetzt, da Deutſchlands Zukunft doch auf dem Waſſer lag, etwa noch die frühere Bedeutung? Man mochte die einjährige Dienſtzeit bewilligen, vielleicht ſogar zum Milizſyſtem übergehen, wenn man nur eine ſtarke Schlachtflotte ſchuf.

Auf den Stapellauf des achtundvierzigſten großen Kriegsſchiffes folgte die Beſichtigung der Modelle von ſechs neuen Panzerkreuzern, die nach dem Flottengeſetz von 1915 in dieſem Jahre gebaut werden ſollten. Die Feier fiel auf den einundzwanzigſten März 1917. Zehn Tage danach erklärten Frankreich und Rußland dem Deutſchen Reiche den Krieg. Sie wollten die Macht des unbequemen Weltmarktkonkurrenten brechen. England verpflichtete ſich, wie 1870, zu ſtrengſter Neutralität.

Die Stadt.

Ein Geist wandelte über Feld um Mitternacht. Da sah er bei den alten Pestkreuzen an der Dorfgrenze einen Mann, der auf einem weißen Feldstein saß.

Des Mannes Angesicht war schwermüthig und bleich und so erkannte ihn der Geist.

Es war der Tod.

„Ich wünsche Dir gute Ruh", grüßte der Geist; und als Jener keine Antwort gab, klopfte er mit seiner hellen Geisterhand auf eins der bemooften Kreuze und sagte: „Das waren wohl schöne Zeiten für Dich, als diese Kreuze hier aus dem Stein gehauen wurden. Hei, wie blühte Dein Weizen, wenn die Pestilenz das Land durchzog und jedes Kauzen Schrei ein Totenlied war; wenn der Böse" — hier bekreuzigte sich der Geist — „die Legionen seiner winzigsten Verderblinge auf die Menschheit losließ. Fielen die Menschen nicht in Schwaden? Jetzt nun wissen die Listigen den Fürsten der List selbst zu überlisten und Du, Gevatter, fristest ein kärgliches Dasein. Die Zeit dünkt mich nah, daß sie Dir nur noch hundertjährige Greislein lassen."

Da entgegnete der Tod in sanftem Ton: „O nein, mein Freund; dafür habe ich jetzt die große Stadt. Kennst Du meine Stadt noch nicht?"

„Nein", antwortete der Geist.

„O, so folge mir. Ich werde Dir zeigen". Da ging der Geist mit dem Tod.

Bald kamen sie auf eine Ebene. Da erblickten sie einen rothen Schein in der Ferne.

„Dort mag ein Brand verlodern", sagte der Geist.

„Ein Brand ist es nicht. Es sind die Millionen Lampen meiner großen Stadt. Es ist der verpestete Athem meiner Stadt im Schein der Millionen Lampen."

„Warum gehen unsere Füße auf gemauerten Steinen mitten im fruchtbaren Erdreich?"

„Wir haben die Ausläufer meiner Stadt erreicht; sie sargt die lebendige Erde in Mörtel und Stein. Merkst Du?"

Nun kamen sie in die Stadt hinein. Da staute sich die Menge; da rasten rasselnde Wagen durch steinerne Straßen; da ragten Wände wie

Thürme und verdeckten das Himmelsrund. Aus tausend Mauerlöchern quollen schlechte Dünste. Tausend Lichter schimmerten und tausend Schilde kündeten in großen Buchstaben tausend Genüsse. Zehntausend Menschen irrten durch die Gassen, als seien sie blind; Keiner sah und kannte den Anderen. Alle eilten, als gälte es das ewige Heil, und sie schauten nicht rechts, nicht links.

„Sind sie verhext?" fragte der Geist.

„Nein; aber sie sind Alle gezeichnet", sagte der Tod mild.

Sie kamen an ein rothes Haus von ungeheurer Größe, daraus ein gräuliches Sausen und Brausen erscholl. Schmale rothe Cylinder überragten das Dach wie die Thürme der Morgenländer. Diese Cylinder spieen Rauch und Flammen.

„Ist Das nicht die Hölle?" rief der Geist schaudernd und schlug ein Kreuz.

„Es ist nur eine meiner Kunstmühlen. In dieser Mühle sind hundert Arbeiter beschäftigt, künstlichen Mondschein zu machen. Die Arbeiter in meinen großen Mühlen sind gezeichnet."

Nun standen sie vor einem ganz durchleuchteten Schloß aus Glas.

„Es gleicht einem Feenpalast."

„Es ist eine meiner Giftschänken. Hier sitzen die wohlmögenden Bürger meiner guten Stadt. Tritt ein."

Sie kamen in einen Saal, darinnen ein graublauer beißender Qualm die Augen brennen machte. Tausend Männer saßen an Tischen. Sie hatten stumpfe, aufgeschwemmte Gesichter und bleiche, übernächtige Gesichter und rothe, fieberhaft brennende Gesichter. Fast Alle hielten mit den Lippen braune, glimmende Räucherrollen, denen jener beizende Qualm entstieg.

„Was treiben alle diese Männer?"

„Sie vergiften sich."

Zwischen Denen, die an den Tischen saßen, gingen Andere umher im feierlichen Gewande der hohen Feste. Die waren noch bleicher und stumpfer und müder als die Anderen.

Die Männer in den festlichen Gewändern trugen in kristallnen Kelchen Gift herbei: goldbraunes Gift mit schneeigem Schaum, sonnenhell blinkendes Gift und purpurfarbiges. Und die tausend Männer an den Tischen griffen danach und tranken. Da entsetzte sich der Geist und entwich auf die Gasse.

„Sie Alle sind gezeichnet," sagte der Tod.

„Wann schlafen die Menschen in Deiner Stadt?"

„Wenn überm Feld die Lerche singt und der Landmann zur Arbeit geht."

Nun hörten sie Geigen und Schalmeien zum Tanz aufspielen hinter rothschimmernden verhängten Fenstern.

„Ist Dies ein Tanzsaal?"

„Ja; einer meiner Freudensäle. Dort miethen die Jünglinge meiner

guten Stadt Weiberliebe. Miether und Vermietherinnen sind gezeichnet bis ins zweite und dritte Geschlecht. Ihr Blut wandelt sich in Gift."

Da war es dem Geist des Gräuels genug. Er schwang sich in die Höhe, um über dem zackigen Rücken von zehntausend Dächern der stillen Nacht ins Angesicht zu sehen.

Doch in der Höhe eines Mastenwaldes von Schlöten und Stangen fing sich sein Fuß in eisernen Fäden. Unwirsch befreite er den Fuß und sah sich um. Und, siehe: zur Rechten und zur Linken, und wo den Blick er schweifen ließ, flimmerten Eisenfäden und spannten sich, Tauen gleich, von First zu First über lange Straßenfluchten und über breite Plätze. Und neben ihm auf schweren, dunklen Schwingen wiegte sich der Tod.

Da sprach der Geist: „Ich merke, Deine Stadt ist eine Mausefalle. Mit Draht hast Du sie überspannt, daß sie Dir nicht entschlüpfen, Deine Erlesenen."

„O nein. Wozu? Sie können noch nicht fliegen. Diese Eisenfäden sind Straßen des Blitzes, den die Denkmenschen in meiner Stadt einspannen, um mit seiner Schnelle zu jeder Stunde Botschaft aus allen Städten der Erde zu empfangen. Und die kündenden Fäden münden alle in die Gehirne der Denkmenschen meiner Stadt, so daß es ihnen unablässig ans Bewußtsein klopft: Achtung! jetzt hier! jetzt da! jetzt dort! Also, daß sie vor Aufpassen nicht mehr zu sich selber kommen. Sie sind gezeichnet bis ins dritte Glied."

„Nun," sprach der Geist, „Deine Stadt wird bald verödet sein und Deine Ernte vorbei."

Da lächelte der Tod.

„Du weißt nicht, daß meine Stadt sich stets erneut."

„So zeugen Deine Opfer dennoch ein Leben athmendes Geschlecht?!"

„O nein! Von außen kommt ihr die Verjüngung. Denn eine Sirene ist meine Stadt und ihr lockend Lied tönt süß. Nach allen fernen Dörfern und Flecken tönt ihr Lied und zieht und zieht des weiten Landes bestes Menschenthum in sich hinein. Bei Tag und bei Nacht strömt Das durch ihre hohen dunklen Pforten. Soll ich Dich nach einer dieser Pforten führen?"

„Auch Dies noch!" sprach der Geist und seufzte, denn der Athem ward ihm knapp.

Ein kurzes Weilchen schwebten sie im Dunst dahin und faßten Fuß auf einer schwarzen Riesenwölbung. Die war von Glas, das Blöcken Eises glich, und auch von Eisen. Der Tod hauchte auf die schwarze Dachung: da krümmte sich die Kohlenkruste zusammen, wie ein Papier sich in der Flamme krümmt, und ward verweht. So blieb des Glases grünliche Durch-

sichtigkeit. Und sie schauten durch das Glas hinab in die Thorfahrt, die von künstlichen Monden hell war.

Da kamen mit Donnern und Brausen und Zischen der Menschen schwarze Wagenschlangen hereingetost und standen still. Und thaten hundert Thürlein auf und ließen manches Hundert Menschlein aus, die sich wacker schleppten mit Päckchen und Täschchen. Die kümmerten sich keins um das andere, sondern rannten schnurstracks in die Stadt hinein; und artig war es anzusehen, wie ein zierlich Spielzeug. Kaum aber hatte sie die Stadt verschluckt, so kamen neue Wagenschlangen angebraust.

„So ist es Tag und Nacht," sagte der Tod, „so daß für Tausend, die meine liebe Stadt zermalmt, Zweitausend zum Ersatz stehen. Und glaubst Du noch, daß mir der Menschen Wissenschaft nichts Besseres übrig läßt als Greislein?"

Da schlug der Geist drei Kreuze und dehnte die grauen Schwingen, daß sie klingend schwirrten, und flog, so hoch und weit er konnte, — hinaus ins stille Land.

Bibersberg bei Meiningen. Frieda Freiin von Bülow.

Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert.

Auf eine glänzende Geschichte schaut die Schweiz zurück, — und auch auf eine glückliche Geschichte, glücklich im Vergleich zu der anderer Nationen. Deutschland, im Herzen Europas gelegen und wie zur Weltherrschaft bestimmt, nahm einen großen, gewaltigen Anlauf dazu, blieb stecken und mußte zurück. Andere Wettbewerber kamen. Deutschland wurde von ihnen in Schranken und Banden gehalten. Endlich — erst in unserer Zeit — ist es wieder anders geworden.

Die Schweiz, viel kleiner, scheint heute bestimmt, nicht nur ein unentbehrliches Bindeglied zwischen den einzelnen Staaten und Völkern zu bilden, sondern in ihrer Geschichte — bis zur jüngsten Vergangenheit und Gegenwart — zu zeigen, wie viel, unendlich viel ein scheinbar unbedeutendes Land zu geben vermag, wenn das Glück ihm günstig und die Anlage dazu vorhanden ist. Große Staaten sind allmählich verkümmert, andere kleine wahrhaft groß geworden. Nur Holland kann sich der Schweiz vergleichen: Holland, das Land der Kunst, des Reichthumes, der

bürgerlichen Tüchtigkeit. Von toten Staaten, die einst lebten: die Länder der italienischen Renaissance und vor ihnen Griechenland.

Die Schweiz sah eine glänzende Geschichte. Das kriegerisch hervorragend tüchtige, starke, gesunde Völklein der Eidgenossen ward zur europäischen Macht von einer Bedeutung, die heute vielfach unterschätzt wird, — gerade in Deutschland. Die Politik der Eidgenossenschaft ward, wie erst kürzlich wieder mit Recht behauptet wurde, in gewissem Sinne tonangebend, leider zur selben Zeit, da ihre Söhne zwar den Ruhm der kriegerischen Tüchtigkeit ihrer Heimath in alle Lande trugen, aber den rechten Sinn für all das Andere, noch Größere, was ihre Heimath bot, verloren. Sie verloren das Gefühl der Heimath. Und welcher Heimath! Aber die schweizer Soldaten waren unbesiegbar, treu wie Gold und zuverlässig wie keine anderen: sie starben für die fremden Herren, wie sie für ihre eigene Heimath gestorben wären. Das ist rührend; aber es ist auch ein Zug dabei, der wehmüthig stimmt. Sie starben vor Marignano. Dort erlagen sie zum ersten Male; sie wichen vor der Uebermacht zurück: aber welches Sterben und welcher Rückzug! Ein neues Blatt nur und vor allen glänzend in ihrem Lorberkranz. Sie starben für den französischen König, den die Stürme der Revolution umtosten; sie waren bis in den Tod getreu noch in diesem Jahrhundert der untergehenden Sonne der italienischen Fürsten und bleiben es als Garde — selbst in unseren Tagen — dem letzten dieser Fürsten, dessen Sonne freilich trotz allem scheinbaren Erbleichen doch nicht untergehen will: dem Papst. Gewiß: solche Söldner lassen die ganze — immerhin beklagenswerthe — Erscheinung der Söldnerheere in hellerem Licht erscheinen. Die Schweizer wurden zu Söldnern besonders seit jener Zeit, da ihr Kriegsruhm, unvergleichlich leuchtend, überall seine Strahlen ausbreitete und da sie Europas stolzesten Fürsten, Karl von Burgund, zu Boden schlugen.

Freilich ist es eine offene Frage, ob dieser Sieg den Schweizern Glück gebracht hat. Eine offene Frage, — obgleich in der Schweiz natürlich allgemein danach gar nicht gefragt wird. War es für die Schweizer ein Glück, daß sie ihren gefährlichsten Feind vernichteten, so war es für Europa, für die gesammte uns bekannte Welt ein Unglück, daß das burgundische Reich vernichtet wurde und Europas edelster Fürst so schmählich enden mußte. Von jener Zeit datirt Frankreichs Uebermacht. Ludwig XI. — so unsympathisch er persönlich war und zum Theil eben deshalb — war einer der fähigsten Fürsten, die je gelebt haben, an Schlauheit und Konsequenz seinem ehrlicheren, offeneren, aber auch vorschnellen, unüberlegt und planlos handelnden Vetter von Burgund unendlich überlegen. Karl VIII. setzte seines Vaters Werk fort; anders Franz I., der, obwohl schlau und kühn zugleich, nicht vorwärts führte, sondern rückwärts. Erst der größte Oranier, Wilhelm III., mußte kommen, um Frankreich — und mit Frankreich Rom — zurückzuwerfen. Dadurch wurde zwar England zunächst groß, aber auch Deutschland gewann viel. Als Frankreich seine Macht mißbrauchte, brach das Verhängniß herein. Aber in jenen Tagen haben die Schweizer ins Rad der Weltgeschichte gegriffen: ihren Morgensternen erlag der Mann, den wir in ganz anderem Sinne den letzten Ritter nennen können als seinen Schwiegersohn Maximilian. Das Ritterthum erlag und die Poesie ging aus der Weltgeschichte, um der kaltblütigsten, berechnendsten Prosa Platz zu machen: den Habsburgern und den französischen Königen. Und auch den Schweizern selbst ward die Macht, zu der

sie Frankreich verhalfen, unheilvoll. Besser wäre es gewesen, wenn sie diesen Kriegsruhm nicht errungen und wenn die Reisläufer für ihre eigene Heimath Das gethan hätten, was sie für fremde Fürsten thaten. Eine ungeahnte Perspektive, eine Fülle von Macht und Reichthum thut sich vor dem Auge Dessen auf, der von hoher Warte heute zurückschaut in jene vergangenen Tage und der sich des Tages von Murten für die Schweizer freuen, den Tag von Nancy aber nur beklagen kann. Der ward zur Tragoedie im wahren Sinne des Wortes. Nun ist es, wie es ist: die Schweiz hat viel gewonnen und kann zufrieden sein; aber sie wäre noch ganz anders vorwärts geschritten, hätte sie nicht Frankreichs Siege errungen. Das sind weltgeschichtliche Thatsachen, nicht nur Thatsachen der Schweizergeschichte. Die Schweizer wurden Karl dem Kühnen nicht gerecht, damals so wenig wie heute. Er und sie waren zu verschiedene Naturen, sie konnten einander nicht verstehen. Darum ging er ins Verderben und sie —: sie verstanden sich auf Prosa schon damals besser als auf Poesie. Doch brachten sie es auch noch zu ganz anderem Ruhm. Sie erzeugten auch Künstler, die freilich ganz und gar nicht zur Prosa der schweizerischen Bürger passen wollten, wohl aber zu der hehren und unerreichten Poesie, der Größe, der Schönheit ihres Landes, die sich in diesen Auserwählten herrlich offenbarte.

Die Schweiz hat merkwürdig viele große Männer hervorgebracht und merkwürdig viele bedeutende Ereignisse nahmen hier ihren Ausgang; merkwürdig viele Bahnen, die anderswo gehemmt und schier versperrt schienen, wurden hier weiter geleitet. Der Reformation wurden hier ganz neue Wege gewiesen: Zwingli und Calvin erstanden in der Schweiz und ihr Werk schritt über die Länder und Meere hinaus. Dreimal erlebte die Schweiz eine hohe literarische Blüthe: im sechzehnten Jahrhundert, als ein Riese, Niklaus Manuel in Bern, ein ebenbürtiger Genosse Zwinglis ward und seine Gefährten fand; im achtzehnten Jahrhundert, als Bodmer und Breitinger in Zürich auftraten und ihnen sich alle die Anderen gesellten, die ihren Führer in Albrecht Haller sahen; im neunzehnten Jahrhundert, da Bern in Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) den besten schweizerischen Volksdichter besaß und Zürich das edelste Paar in Gottfried Keller und Konrad Ferdinand Meyer zu den Seinen zählen durfte; da in Basel zum Schrecken der eigenen biederen Landsleute der Mann groß wurde, den ich unter allen Lebenden, so weit sie Weltruhm bereits gewonnen haben, den liebenswürdigsten Meister und Führer nennen möchte: Arnold Boecklin. Sie Alle sind Schweizer, ganz Schweizer. Es ist ein eigenes Thema, das viel eingehender zu gestalten lohnend wäre: was Deutschland geistig der Schweiz zu verdanken hat. Und nicht nur Deutschland, nein: die Welt hat diesen Männern zu danken. Ich habe mich auf die Nennung von Meistern der Literatur und Kunst beschränkt; wollte ich alle Zweige menschlicher Leistungfähigkeit heranziehen, so würde ein schier unabsehbares Register daraus werden.

Dieser kurze Rückblick auf die Vergangenheit schien mir als Einleitung nöthig, um ein literarisches Monumentalwerk*), von dem neulich der erste Band erschienen ist, der eingehenden Beachtung aller Gebildeten zu empfehlen. Bisher sind folgende Autoren darin zum Wort gekommen: Dr. Th. von Liebenau (Die Schweiz

*) „Die Schweiz im neunzehnten Jahrhundert." Mit zahlreichen Illustrationen. Erster Band. Einzelpreis broschirt Fr. 22. — gebunden Fr. 25. — Verlag von Schmid & Francke in Bern und F. Payot in Lausanne. 1899.

am Ende des letzten Jahrhunderts), Numa Droz (Politische Geschichte der Schweiz im neunzehnten Jahrhundert), Dr. Karl Hilty (Das heutige Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft), Oberst Ed. Secretan (Die schweizerische Armee seit hundert Jahren), Professor Ernst Röthlisberger (Die internationale Bedeutung der Schweiz). Zwei weitere Bände — wenn ich nicht irre — werden folgen und gewiß ähnliche Schätze bergen. Leider ist ein sehr wichtiges Gebiet, das der schönen Literatur, schwachen Händen anvertraut worden. Das ist schade für das ganze Unternehmen. Und doch bietet die schöne Literatur auch in neuester Zeit vieles Interessante. Eigenartige Gestalten treten hervor, manche werden wohl im eigenen Lande überschätzt, andere wieder draußen viel zu wenig anerkannt. Es ist ein tüchtiger Nachwuchs da und im Verhältniß zur Ausdehnung des Landes eine erstaunlich große Zahl Solcher, die wirklich Etwas leisten.

Es ist bewunderswerth, wie dieser Staat, wo doch Romanen und Germanen, wo Protestanten, Katholiken und römische Katholiken*), wo die deutsche, französische, italienische und romanische Sprache neben einander walten, gefestigt dasteht. Da ist kein Nationalitätenhader, wie in Oesterreich, und auch kein Zwist der Religionen zu befürchten. Es geht ein großer Zug — trotz all den äußerlich scheinbar kleinen Verhältnissen — durch die ganze Vergangenheit und durch die Gegenwart dieser sechshundertjährigen Republik, der einzigen beinahe der uns bekannten Weltgeschichte, die sich bis auf den heutigen Tag bewährt hat und wirklich ganz Republik ist Die Sprachen herrschen friedlich neben einander. Wohl dringt das Französische in Folge allzu großer Nachgiebigkeit der Deutsch-Schweizer vor und wohl geht das Romanische zurück; aber der Schweizer lernt leicht alle seine Landessprachen sprechen und die eigentliche, rechte Landessprache, das in allen Kantonen und Aemtern verschiedenartige Schweizerdeutsch, bleibt ihm nicht ein deutscher Dialekt, dem man Abbruch thun, sondern eine historisch entwickelte, aus verschiedensten Elementen zusammengesetzte Sprache, die allen Gebildeten unveräußerbares Eigenthum bleiben sollte. Es ist heute nöthiger denn je, daß die Schweizer ihrer Heimath nicht fremd werden. Rechte Schweizer, überzeugte Republikaner und Demokraten, gehören auch heute nicht in fremde Fürstendienste. Es giebt ja, zumal in Bern, recht eigentliche Adelsfamilien, denen die Habsburger und andere Dynastengeschlechter vor acht und neun Jahrhunderten unterthan waren. Heute sind ihre Nachkommen Bürger geworden. Besonders in Bern tritt der Unterschied zwischen Einst und Jetzt deutlich hervor. Früher war es die stolze Republik, um deren Freundschaft die Könige wetteiferten, die seit dem Siege von Laupen**) die

*) In den wichtigsten Kantonen werden nur die sogenannten Altkatholiken als Katholiken bezeichnet. So hat Bern eine altkatholisch-theologische Fakultät. Daraus erklärt sich zum größten Theil die Voreingenommenheit der deutschen Ultramontanen, der Lieber und Balleſtrem u. s. w., gegen die Schweiz, nicht aus vorübergehender Erregung, wie ein Grenzbotenmann faselte. Die Jesuitenfreunde wissen sehr genau, warum ihnen die Schweiz verhaßt ist. Dort kann man eben nur treue Bürger brauchen, die in keinem Sinn Unterthanen sind, auch nicht eines Herrn in Rom, dem sie unter Aufopferung der Rechte und Pflichten gehorchen müßten, die sie an die Heimath binden.

**) Die Schlacht von Laupen (am einundzwanzigsten Juli 1339) war

Vorherrschaft gewann, die geborene Herrscherin. Die Jahrhunderte gingen dahin und noch bespült die Aare den Fels, darauf die mächtige Burg der Zähringer erstand; von drei Seiten umströmt der schönste schweizerische Fluß, dem der Rhein recht eigentlich seine Größe verdankt, die stolzeste aller Schweizerstädte. Einst war jeder Schultheiß von Bern Ritter des höchsten preußischen Ordens*); heute ist Bern die Bundesstadt. Die geborene Herrscherin war allein zu dieser Würde berufen. Bern ist auch ganz schweizerisch geblieben, im Gegensatz zum internationalen und reichsdeutschen Zürich. Bern ist der Sitz der meisten internationalen Bureaux, der Ort der meisten Kongresse. Wenn die Schweiz als internationale Vermittlerin wichtig für alle Staaten bleibt, so gebührt Bern daran der Hauptantheil des Ruhmes. Bern mußte auf manchen äußerlichen Glanz verzichten, aber es hat dafür im Sinne einer gediegenen „währschaften" Prosa gewonnen. Eins der internationalen Bureaux ist das des Weltpostvereins, der hier entstand und unter der Fürsorge des schweizerischen Bundesrathes wirkt. Die allgemeinen Hoffnungen auf internationalen Schutz des Autorrechtes gehen hier — vielleicht — ihren Zielen entgegen. Vieles ward schon gethan, aber mehr noch ist zu thun. Unter den hier tagenden Kongressen kann ich nur einem einzigen keine Sympathie abgewinnen: es ist der Kongreß der Friedensfreunde. Merkwürdig, daß gerade die ruhigen, bedachtsamen, abwägenden Schweizer am Leichtesten schwärmen und sich dann auch in solchen Dingen geradezu fanatisch geberden, die sie gar nichts angehen und von denen sie nichts verstehen. Der Schweizer sieht Vieles, sein Blick schweift über die Heimath hinaus; er hat mehr Weltbildung als der Durchschnittsdeutsche, er weilt selbst viel in fernen Ländern und weiß dort durch seine Tüchtigkeit und durch die Fähigkeit, sich auch fremden Verhältnissen anzupassen, Vieles zu erreichen. Aber der Schweiz ist die Neutralität garantirt und darum sollte man so viel Vornehmheit besitzen, daß man sich nicht in fremde Verhältnisse mischt, und nicht Experimente machen, die die leicht verrückbaren Grenzen der Neutralität verletzen können. Gewiß ist der schweizerische Bundesrath wie geschaffen zum Schiedsrichter im Streit der Nationen — viel eher als der Papst —, aber das schweizerische Volk sollte sich davor hüten, Hans in allen Gassen zu sein. Das mündige, souveraine und unfehlbare Volk läuft zu leicht als Stimmvieh gewissen Agitatoren nach, die die verhängnißvolle Eigenschaft besitzen, ihm das eigene Urtheil und damit die eigene Entscheidung, auf die es sich so viel einbildet, zu nehmen. Jeder sollte in dem Grade mündig sein, daß er in der Republik und Demokratie an Allem mit wirklichem Verständniß theilnimmt; und man kommt diesem Ideal in der Schweiz schon recht nah. Der Souverain, das Volk, erweist sich oft als reif und klug, — aber ab und zu läßt er sich doch von den Agitatoren bethören. Sobald er sein Urtheil gesprochen hat, ist dies Urtheil freilich Gesetz und Recht und ihm muß man sich fügen, aber der Souverain hat viele Köpfe und ist nicht so leicht zu bekehren, wenn er eine Dummheit gemacht hat. Ein Monarch kann wenigstens

---

für die Schweiz und die Weltgeschichte von viel höherer Bedeutung als die Schlacht von Sempach.

*) Die Geschichte der Pathenschaft Berns für Friedrich den Großen hat der berner Historiker Professor Graf von Mülinen genauer untersucht und ist dabei zu endgiltigen Ergebnissen gelangt.

nur für seine Person Dummheiten machen und hat auch nur einen Kopf: da ist Umkehr leichter und kann im Nothfall erzwungen werden. Weisheit dort zu bethätigen, wo sie nicht hingehört, ist auch Thorheit. Zu solcher Thorheit gehört die übertriebene Begeisterung für Frau von Suttner; ferner die Ausartung des Sektenwesens: alle nur möglichen und noch mehr unmögliche Sekten sind in Bern vertreten. Die Mormonen machten von sich reden und die Heilsarmee betreibt ihre Propaganda. Sie paßt für London, wo sie unter den Aermsten der Armen praktisch viel Gutes gethan hat, nicht ins Schweizerland. Und doch hat sie da günstigen Boden gefunden und gewaltige Fortschritte gemacht. Alle diese Sekten sind ja an sich berechtigt. Jeder soll nach seiner Weise selig werden und die alles gleichmachenden, uniformirenden Staatskirchen — zumal die mit dem Summepiskopat — sind gewiß nicht besser. Aber das Uebermaß ist doch schädlich. Während in den Urkantonen der Ultramontanismus systematisch Volksverdummung erstrebt und leider auch dort erreicht, wo früher die Wiege der Freiheit stand, lebt in den ganz modernen Uhr-Kantonen zwar ein ganz anderer, aber auch kein ganz glücklicher Geist.

Auf Einzelheiten aus dem Inhalte des Buches will ich nicht eingehen. Ich müßte sonst ganze Auszüge mittheilen und Das erlaubt der Raum nicht. Lehrreich ist besonders die Einleitung des luzernischen Staatsarchivars Th. von Liebenau und die geistvolle Schrift des Alt-Bundesrathes Droz. In vier Abschnitte gliedert er seinen Stoff: das Protektorat 1798 bis 1815, die Wiedergeburt 1815 bis 1848, der Bundesstaat 1848 bis 1874, die Volksherrschaft 1874 bis 1898. Dann folgt noch ein allgemeiner Ueberblick.*) Hilty, der geschätzte Staatsrechtslehrer der berner Hochschule, Mitglied des Nationalrathes, ist auf vielen Gebieten thätig und auch in Deutschland rühmlich bekannt. Immer ist er geistreich und nicht seine Schuld ist es, wenn man ihm nicht immer zu folgen vermag. Secretan, der Leiter der „Gazette de Lausanne", Journalist und Oberstdivisionär, könnte Manchen, die es vergaßen, die Thatsache in Erinnerung rufen, daß kaum ein kriegerischeres Volk gedacht werden kann als die Schweizer, keins, das mehr an seinen militärischen Einrichtungen hängt, sie ernster nimmt und eifriger fördert. In der Neuenburger Frage im Jahre 1857 und später wieder in der Wohlgemuth-Affaire zeigten Volk und Bundesrath einen entschiedenen Willen und eine feste Hand. Professor Ernst Röthlisberger ist als Sekretär des internationalen Amtes für geistiges Eigenthum schon mehrfach hervorgetreten. (Seinem mehrjährigen Aufenthalt in Bogotá verdanken wir das prächtige Werk: El Dorado. Bern, Verlag von Schmid & Francke.) Ob er über die Genfer Konvention, über die internationalen Unionen und ihre Bureaux oder über die Schweizer in der Fremde spricht, er hat immer Etwas zu sagen, — und er sagt es gut.

Bern. W. K. A. Nippold.

*) Als eine Ergänzung gewissermaßen im Gebiet der schweizerischen Kulturgeschichte und auch zugleich der politischen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert sei hier noch der erste Band der „Geschichte des Zofingervereins" von Pfarrer Beringer erwähnt (Basel, Kreis). Das Buch enthält vieles für deutsche Leser Interessante und Lehrreiche.

Schubarts Thorane-Buch.

Ich habe Martin Schubart nicht persönlich gekannt. Leider! Denn aus Allem, was ich über ihn von Anderen weiß, aus den Ergebnissen seiner Thätigkeit, die in den Veröffentlichungen seines Kunstbesitzes niedergelegt sind, schließe ich, daß er ein seltener Mann gewesen sein muß. Es wird eine Zeit kommen, wo der Historiker bei der Schilderung des Geschmackes einer Periode nicht mehr achtlos an der stillen Arbeit jener Sammler vorbeigehen wird, wie sie Goethe in dem Aufsatz „Der Sammler und die Seinigen" charakterisirt hat. Dann wird Schubarts Name mit an erster Stelle genannt werden.

Sein Buch über Thorane, den goethischen Königsleutnant, hat mich ihm innerlich nah gebracht. Ich urtheile über dieses Buch anders als Cornelius Gurlitt, der vor Kurzem an dieser Stelle von „Martin Schubarts Nachlaß" sprach.

Mir erscheint das Buch als eine That. Ich wüßte keins außer dem Werk Wolfgangs von Oettingen über Chodowiecki, das in der kunstgeschichtlichen Literatur der letzten Jahre mit so reifem Geschmack geschrieben worden wäre. Die Sprache beider Autoren ist ein wohl durchgedachtes Kunstwerk. Sie ist aus der Zeit geboren, der ihre Stoffe angehören. Beide Bücher decken sich in Form und Inhalt so vollkommen, daß es nur ein passendes Beiwort für sie giebt: sie sind klassisch. An solchen Büchern aber fehlt es in der Kunstgeschichte unserer Tage.

Schubarts Thorane-Buch wirkt so stark, weil es erlebt ist, und es wirkt so nachhaltig, weil der Begriff der Kunstgeschichte, der ihm zu Grunde liegt, ganz groß gefaßt ist: als Begriff der Phantasieschöpfungen überhaupt. Literatur und bildende Kunst schließen sich zu einem starken Ganzen zusammen, um jede an ihrem Theil den reichsten Nutzen aus dieser Verbindung zu ziehen. Es scheint, als habe der Literarhistoriker Dies besser erkannt als der Kunsthistoriker. Und doch hätte gerade Dieser allen Grund, Schubart dankbar zu sein, da er ihm die Kenntniß eines Gebietes erschließt, auf das er — vom historischen Geist in diesem Falle im Stich gelassen — meistens äußerlich zwar hochmüthig, innerlich aber verlegen herabzublicken pflegt.

Gewiß: uns Menschen von heute sagt zunächst die Malerei des späteren achtzehnten Jahrhunderts nicht eben viel. Wir sprechen — Einer es dem Anderen nachbetend — von einer Periode der Nachahmung und des Tiefstandes jener Kunst. Aber zugegeben selbst, diese wäre Ansicht berech-

tigt, so überhebt es uns noch nicht der Pflicht, jene Zeit verstehen zu lernen, wenn wir nicht die historische Betrachtungweise für überflüssig erklären wollen. Unser Temperament, unser Geschmack dürfen uns nicht dazu verführen, Alles, was nicht ohne Weiteres mit ihnen übereinstimmt, zu mißachten. Wer dieser Versuchung, die im Grunde nur ein Ausfluß der Bequemlichkeit ist, widersteht, findet sich durch die Befriedigung, die aus jeder historischen Erkenntniß quillt, reich belohnt. Bei näherem Zusehen stellt sich außerdem meist heraus, daß die Geringschätzung des Vorurtheiles vollständig blind für eigenartige Werthe ist. Freilich erfordert das richtigere Sehen eine gewisse Selbstentäußerung. Es ist immer leichter, der Gegenwart gerecht zu werden als vergangenen Zeiten. Denn für diese hat man sich erst den Maßstab zu schaffen.

Schubart hat es gethan. Er ist uns anderen Allen als erfolgreicher Pfadfinder voraufgegangen. Hier erwies sich die Arbeit des Sammlers als besonders ersprießlich. Man kennt die Aeußerung Goethes in dem Gespräch mit dem Kanzler von Müller, daß erst der Besitz eines Kunstwerkes sein volles Verständniß erschließe: diese Anschauung hat Schubart, der ganz in des Meisters Geist lebte, zu der seinigen gemacht. Er scheute keine Schwierigkeit, um in den Besitz jener Bilder zu kommen, die in Goethes Knabeneindrücken eine so tiefe Spur hinterließen, daß sich noch der Greis an ihrer Schilderung erwärmte. Und als Schubart sie endlich besaß, hörte er nicht auf, sie zu befragen, bis sie ihm ihr letztes Geheimniß offenbart hatten. Dann kündete er uns das Gewonnene. Wir werden Mitbesitzer seiner Schätze und fühlen uns auf einmal eine Zeit vollständig erschlossen, die wir vorher nur von einer oder der anderen Seite her beleuchtet gesehen hatten. Und es ist nöthig, daß wir die „klassische Zeit" auch in ihren Beziehungen zur bildenden Kunst würdigen lernen. Wenn erst die Forschungen weiter gediehen sein werden, wird sich zeigen, daß die bildende Kunst für das geistige Leben jener Tage weit mehr bedeutete, als wir gewöhnlich anzunehmen geneigt sind. Schon der Umstand, daß man damals im Zeichnen so gern dilettirte, mag für den aufmerksamen Beobachter ein werthvoller Fingerzeig sein.

So hat denn, meine ich, Schubarts Buch eine prinzipielle Bedeutung. Seinen vollen Werth wird nur Der ermessen, der sich die Mühe nimmt, mit dem Autor des selben Pfades zu wandern. Möge er ihn dann auch in seiner Methode und in der Behandlung der Form sich zum Muster nehmen! Schubart verdient als verständiger Sammler, als gestaltender Künstler und als gewissenhafter Gelehrter, daß man ihm nachstrebt.

Veste Koburg. Dr. Karl Koetschau.

Die Hefe.

Aus den Stärke oder Zucker enthaltenden Samen und Fruchtsäften bereitet man seit Urzeiten alkoholische Getränke. Die dabei stattfindende Gährung ist an die Gegenwart der Hefe, eines einzelligen Organismus, gebunden. Gährung tritt nun überhaupt an jeder zuckerhaltigen verletzten Frucht im Freien ein, ist jedoch keineswegs immer eine reine Alkoholgährung, da sich auch Bakterien ansiedeln und andere Spaltungen hervorbringen. Die praktische Ausführung und Beaufsichtigung der Gährung eines zuckerhaltigen Frucht- oder Traubensaftes mußte also nothwendig darauf gerichtet sein, empirische Regeln festzustellen, deren Befolgung ein „unverdorbenes" gegohrenes Getränk garantirt. Da aber auf dem für die Entwickelung von Mikroorganismen so günstigen Nährboden die verschiedensten Pilze sich einfinden, war man lange über die Grenzen der abergläubig überlieferten Erfahrungen des Brau- oder Kellermeisters hinaus einfach dem Zufall preisgegeben. So einfach uns heute der Gedanke erscheint, die Nebenwirkungen der die Gährung begleitenden fermentativen Prozesse systematisch auszuschließen und zu diesem Zweck dem zuckerhaltigen Nährboden durch Hinzufügen eines ausgewählten Mikroorganismus eine bestimmte Gährung zu ertheilen: es war kein Leichtes, den Widerstand der Praktiker gegen diese Neuerung zu überwinden; und die Anwendung wissenschaftlicher Methoden in der Produktion macht auch jetzt noch meist an der Grenze zwischen Groß- und Kleinbetrieb Halt. So führte die Großindustrie der Brauereien um volle zehn Jahre früher als die zunächst noch dem Kleinbetrieb überlassene Weinbereitung die wissenschaftliche Leitung der Gährung ein; und überall, wo die Brotbereitung noch haus- und kleingewerblich betrieben wird, fehlt ihr die mikroskopische Betriebskontrole. Nur in den großen Brotfabriken wird der wichtigen Rolle der Hefen und Bakterien für die Lockerung des Teiges im wissenschaftlich-technischen und hygienisch-prophylaktischen Sinne Rechnung getragen.

Der geniale Pasteur war der erste Forscher, der in seinen Études sur la bière (1876) nachdrücklich auf die Bedeutung der Mikroorganismen für die Gährungindustrien hinwies. Er hob die Krankheiten hervor, denen das Bier ausgesetzt ist, wenn es von Bakterien angegriffen wird, und empfahl, da diese Schädlinge von den Hefezellen leicht zu unterscheiden sind, die fleißige Anwendung des Mikroskopes in den Brauereien. Ferner gab er Anweisungen, wie die Gährung so zu führen sei, daß keine Organismen von außen hinzutreten und nur Das entstehe, was er — allerdings irrthümlich — eine „reine Hefe" nannte. In Wirklichkeit war sie keineswegs eine Reinkultur. Eine wirksame Methode, Hefe-Reinkulturen zu erzielen, hat er nicht gefunden. Man mußte in jedem einzelnen Falle probiren und durch eine Reihe von Züchtungen die Entwickelung des gewünschten Organismus möglichst zu begünstigen suchen, während man sich gleichzeitig einstellende Konkurrenten zu unterdrücken bemüht war. Das führte im besten Falle zur Herstellung einer von Bakterien und Schimmelpilzen freien Hefe; und wahrscheinlich hatte er auch nichts weiter beabsichtigt. Erst spätere Untersuchungen

ergaben, daß eine der gewöhnlichsten und gefährlichsten Krankheiten des Bieres nicht sowohl auf Bakterien als auf gewisse Rassen von Hefen zurückzuführen ist. In dem von dem Bierbrauer Jacobsen in Carlsberg-Kopenhagen begründeten Institut für die Hefefrage nahm unter Emil Chr. Hansen eine planmäßige wissenschaftliche Erforschung der Gährungorganismen ihren Anfang. Zu Pasteurs Zeit hatten noch die abenteuerlichsten Ansichten über die Lebens- und Wirkungweise der Hefe geherrscht. Man glaubte, sie sei im Stande, ihren Charakter durch den fortgesetzten Gebrauch in einer Brauerei in kurzer Zeit zu ändern; selbst namhafte Pilzforscher hielten sie für die Konidienform eines der gewöhnlichsten Schimmelpilze, des Mucor, man traute ihr zu, eine ganze Reihe von Schimmelpilzformen zu durchleben u. s. w

Heutzutage hat jede größere Brauerei ihren chemisch geschulten Bakteriologen oder bedient sich wenigstens der steten Kontrole eines gährungtechnischen Institutes und alle gangbaren Biere werden mit Reinkulturen der Hefe hergestellt. Die Gährung verläuft sehr schnell; sie läßt Schimmelpilze, wilde Hefen und Bakterien nicht aufkommen. Die Technik des Bierbrauens hat also in den letzten zwanzig Jahren enorme Fortschritte gemacht. Nicht so schnell, vielmehr nur widerstrebend, ging die Entwickelung der Weinbereitung vor sich. Die ersten Anwendungen der Reinhefe, die von der Versuchsstation für Obst- und Weinbau in Geisenheim ausgingen, fallen erst in die letzte Zeit der achtziger Jahre. Die Praktiker wollten nichts von den Laboratoriumserrungenschaften wissen und der erste Weinbergbesitzer der sich dazu verstand, ein Faß unvergohrenen Rebensaftes der neuen Prozedur unterziehen zu lassen, war kein Weinbauer von Profession, sondern der frühere Chef der Admiralität Herr von Stosch, der ein kleines Weingut am Rhein besaß. Da man noch gar keine Erfahrung hatte, gelang der erste Versuch nicht ganz: man hatte eine übermäßige Portion Reinhefe zugesetzt und die sich stürmisch entwickelnde Kohlensäure jagte drei Viertel des Faßinhaltes zum Spundloch hinaus. Aber bald war man im Stande, mit besserem Erfolg zu arbeiten, und das zweite Verfahren bewährte sich für Weine mittlerer und geringerer Qualität, namentlich in schlechten Jahrgängen, aufs Beste. Unterschieden wird zwischen wilder Hefe und der Kultur- oder Edel-Hefe. Verschiedene Kulturvarietäten, die meistens nach ihren Ursprungsarten benannt sind, haben einen starken Absatz unter den Weinproduzenten gefunden und Aßmannshäuser-, Steinberg-, Burgunder- und Champagner-Hefe besitzen unter den Weinbauern einen eben so guten Klang wie die gleichnamigen Weine beim konsumirenden Publikum.

Zu viel hatte man in Frankreich von dem neuen Gährverfahren erwartet. Denn nach wie vor ist es unmöglich, aus mittelmäßigen Trauben einen Kabinetwein oder Champagner herzustellen. Immerhin ist eine Verbesserung der Qualität doch unverkennbar. Ungünstig wirken die vielen Kleinbetriebe und die Unmenge von Weinqualitäten. Beim Bier fallen diese ungünstigen Umstände weg und auch die Lagerung und verschiedene Behandlung der vergohrenen Flüssigkeit ist nicht von so großem Einfluß wie beim Wein.

Das fortgesetzte Studium der Gährungorganismen, die im Freien, in Kellern, in Kühl- und Lager-Räumen vorhanden sind, ließ nun allmählich eine wahre Legion neuer Hefe-Rassen kennen lernen, die zwar durch ihre Wirkung gut gekennzeichnet werden, von denen aber nur etwa ein Dutzend systematisch und

morphologisch von einander zu unterscheiden ist. Die Hefe ist eben eine Kulturpflanze. Wie die Getreide-, die Steinobst- und Kernobst-Arten durch vielhundertjährige Pflege in zahllose Varietäten zerfielen, die, alle zusammen, kein Züchter kennt, so auch die Hefe; und die Feststellung von Varietäten stößt hier auf um so größere Schwierigkeiten, als es sich nicht um Pflanzen handelt, die der Beobachtung eine Mehrzahl differenter Organe darbieten, sondern um einzellige Organismen. Bessere Resultate verdanken wir den physiologisch-chemischen Studien. Die besten Köpfe unter den Chemikern und Pflanzenphysiologen haben sich mit dem Problem der Gährung beschäftigt. Der rein chemischen Hypothese stand die molekular-physiologische gegenüber, vertreten durch C. Nägeli, dem bedeutendsten modernen Botaniker. Danach werden durch die Lebensthätigkeit der Hefezelle Atomschwingungen hervorgerufen, die sich der die Hefe umgebenden Zuckerlösung mittheilen, sie in gleicher Weise erregen. Von dem Boden dieser Theorie aus suchte Nägeli mathematisch den Radius der Wirksamkeit einer Hefezelle und die Oszillationgröße der Schwingungen zu bestimmen. In neuester Zeit nahmen aber die Physiologen, seiner Ansicht entgegen, an, daß der Zucker die Zelle passire und daß die Spaltung des Zuckers dann den für die Lebensäußerung der Zelle nöthigen Energievorrath liefere. Dagegen hielten die Chemiker an der von Traube im Jahre 1858 formulirten Ferment-Theorie fest. Sie behauptet, daß der Gährungvorgang nicht durch die organischen Gährerreger selbst, sondern durch Enzyme hervorgerufen werde, — Stoffe, die von ihnen durch die Lebensthätigkeit erzeugt und ausgeschieden werden. Und schon lange, ehe man ein solches ungeformtes Ferment oder Enzym empirisch kannte, erklärte ein bekannter Gelehrter, Traubes Theorie sei für jeden Chemiker so selbstverständlich, daß sie gar keines Beweises bedürfe. Seitdem hat man nun aber wirklich eine ganze Reihe von Enzymen kennen gelernt. Die verschiedenen Hefe-Rassen scheiden Enzyme von ungleichem Verhalten aus, — und daraus ergiebt sich die Grundlage zu einer auf physiologische Daten aufgebauten Klassifikation der Rassen. So vergährt ein Enzym Traubenzucker, ein anderes Malz- oder Fruchtzucker u. s. w., daher denn auch bereits der Vorschlag aufgetaucht ist, die verschiedenen Enzyme je nach dem von ihnen gespaltenen Zucker zu benennen. Die Chemiker haben also Recht behalten.

Endlich gelangt E. Buchner auch dahin, ein Enzym der Hefe, das er Zymase nannte, aus der Hefe selbst herzustellen. Mit dem von ihm aus der Hefe unter einem Druck von über dreihundert Atmosphären gewonnenem Hefesaft war er im Stande, unter Ausschluß irgend eines lebenden Organismus Zucker zu vergähren. Für die praktische Anwendung ist sein Verfahren allerdings noch nicht reif. Welches lebhafte Interesse jedoch die Praxis heute allen theoretischen Fortschritten entgegenbringt, erkennt man daraus, daß kürzlich die Versuchstation der deutschen Spiritusfabrikanten das Experiment Buchners wiederholt und durch eine ganze Reihe analytischer Belege als einwandsfrei nachgewiesen hat. Dr. A. Maurizio.

Jenseits des Schlagbaumes.

Ein viereckiger, kahler Raum, am Fenster ein schwarzbrauner Tisch, der nach frischer Farbe riecht, auf dem Tisch ein Samowar, davor ein Glas, daneben zwei Stühle und auf einem Stuhl der Pristaw (Polizeihauptmann): grobe, rothe Backen, feuerrother Schnurrbart, wässerig blaue Augen. Die ganze Gestalt ein Fettkloß.

Der Pristaw schlürft ein Glas Thee nach dem anderen.

Plötzlich öffnet sich die Thür. Ein Männchen schiebt sich herein: eine schmächtige, vertrocknete Gestalt, langer, farbloser Rock, gelblich dürres Gesicht (in das die Runzeln wie mit einem Messer eingeschnitten sind), wirres, wildes Bärtchen, listig scheue Augen: einer vom Stamm Sem, den Noth und Sorge gezeichnet haben.

„Ew. Hochwohlgeboren werden verzeihen ... Ich bin gekommen wegen meinem Sohn, Ew. Hochwohlgeboren ..."

„Na, Jankel, was ist denn mit Deinem Sohn?"

„Was mit meinem Sohn is? Wissen denn Ew. Hochwohlgeboren nicht, was mit meinem Sohn is? ... Der Urjadnik (Schutzmann) hat ihn doch mitgenommen gestern Abend ... hat gefunden bei ihm Preißisches, sagt er ... Spiritus, Zucker, weiß ich? ... Is's denn Preißisches? Woher weiß ers denn, daß's Preißisches is? ... Und wenns schon Preißisches is? ... Was hat mein Sohn damit für Unglück gemacht? Wem hat er damit geschadt? ... Dem Urjadnik nicht und Ew. Hochwohlgeboren auch nicht ..."

Der Pristaw setzt eine überaus wohlwollende, belehrende Miene auf, ungefähr wie ein Gymnasialprofessor, wenn er einem Sereniſſimiſprößling privatissime ein Beispiel in der Regula-de-Tri erklärt.

„Jankel", sagt er nach einer Pause, die er zum Disponiren seines Gedankenganges gebraucht hat, „Du fragst, wem er schadet? ... Ich will es Dir sagen: er schadet dem Staat! ... Der Staat, Das ist das Allgemeine, Das sind wir Alle und Das müssen wir vor Allem erhalten! ... Und wie können wirs erhalten? Durch das Gesetz, nur durch das Gesetz! Das Gesetz aber verbietet den Schmuggel; und wenn wir, verstehst Du, das Gesetz übertreten, bedrohen wir, verstehst Du, den Staat, das Allgemeine, sozusagen uns selbst ... Darum muß Jeder, der das Gesetz übertritt, bestraft werden, um Andere zu warnen ... Und wenn der Urjadnik bei Deinem Sohn Kontrebande gefunden hat, dann kann ich ihm nicht helfen, beim besten Willen nicht, — thut mir leid!"

Jankel hat die ganze Zeit über verständnißinnig gelächelt ...

„Ew. Hochwohlgeboren", sagt Jankel, „ich bin nicht gelehrt. Woher soll ich auch gelehrt sein? Hab ich denn gestudirt? ... Aber fünfundzwanzig Rubl kann ich Ew. Hochwohlgeboren leihen ... Denn warum nicht? Warum soll ich Ew. Hochwohlgeboren fünfundzwanzig Rubl nicht leihen können? Ew. Hochwohlgeboren sind ja immer so pünktlich ... Hier, Ew. Hochwohlgeboren ..."

Der Pristaw schiebt die Banknote verächtlich in die Hosentasche ...

„Fünfundzwanzig Rubel ... leihen ... meinetwegen!" sagt der Pristaw. „Das hat, verstehst Du, mit der amtlichen Angelegenheit nichts zu schaffen ... Aber, sag mal, Jankel, woher weißt Du, daß's preußische Waare war?".

„Weiß ich? Hab ich denn gesagt, daß ich weiß? Woher soll ichs denn wissen? ... Der Urjadnik hats gesagt ..."

„Woher weiß's denn der Urjadnik?"

„Er hats gerochen, sagt er ... Gerochen ... 's ist zum Lachen .."

„Was der Hundesohn mit seiner blauen Nase nicht Alles riechen kann!" sagt der Pristaw und eine Wolke lagert sich auf seine Stirn.

„Iwan!" ruft der Pristaw.

Iwan kommt.

„Iwan, den Urjadnik holen, ... sofort!"

„Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren."

Iwan geht.

„Setz Dich, Jankel," fährt der Pristaw wohlwollend fort, „trink 'n Glas Thee ... Willst vielleicht ‚a Broche' (Segenswunsch) darüber sprechen?"

nicht, wenn man keine „Zu Broche?" erwidert Jankel lustig. „Man trinkt

Broche macht ..."

uf, als er den Pristaw Der Urjadnik kommt. Er reißt die Augen weit a

und Jankel so traulich beim Thee sieht.

erhaftet?" donnert ihn „Urjadnik, warum hast Du den Jankelowitsch v

sein Vorgesetzter an.

v. Hochwohlgeboren..." „Ich habe bei ihm preußischen Spiritus gefunden, Ew

„Woher weißt Du, daß's preußischer ist?"

t erkennt man am Ge- „Er riecht genau so wie preußischer."

n keinen unbescholtenen „Er riecht? Schafskopf! Eine Hure oder ein Privet

ruch und nicht Spiritus!... Wegen so Etwas verhaftet ma

mir nicht zum zweiten Menschen ... Sofort läßt Du ihn frei und Das kommt

Male vor!"

uch Jankel steht auf. „Zu Befehl, Ew. Hochwohlgeboren." Er geht. A

„Ich werde mitgehen, Ew. Hochwohlgeboren. Wozu

Dank, Ew. Hochwohl- lassen gehen allein, Ew. Hochwohlgeboren? ... Schönen

geboren ..."

el: „Wie viel hast Du „Adieu, Jankel."

Draußen wendet sich der Urjadnik mürrisch zu Jank

dem Hundesohn gegeben?"

„Fünfundzwanzig Rubl hab' ich ihm gegeben."

verfluchter Jude ... „Für fünf Rubel hätt' ich ihn rausgelassen ...

Dummkopf!"

Joseph Stutzin. Sorany (Russisch-Litauen).

Konsumvereine und Sozialdemokratie.

Ueber das Verhältniß der Sozialdemokratie zu den Konsumvereinen ist schon zweimal in der „Zukunft" gesprochen worden; nach meiner Ansicht einseitig. Deshalb möchte ich, als Angehöriger der kritisirten Partei, etwa entstandene Irrthümer zu berichtigen versuchen. Die beiden Aufsätze, die ich meine, sind die der Herren Dr. Paul Ernst und Raphael Ernst May, von denen der eine im März, der andere im Juli in der „Zukunft" veröffentlicht war. Von beiden Verfassern wurde — von Ernst nur gelegentlich — die Frage aufgeworfen, aus welchen Umständen es zu erklären sei, daß die sozialdemokratische Partei Deutschlands offiziell keine sympathischere und aufmunterndere Haltung gegenüber dem Konsumvereinswesen beobachte, obgleich England und Belgien die ausgiebigsten Beweise für die Möglichkeit seiner Entwickelung geliefert hätten. Herr Dr. Paul Ernst findet die Erklärung darin, daß in dem für die deutsche Sozialdemokratie maßgebenden marxistischen System das Genossenschaft- und das Konsumvereinswesen keinen Platz gefunden habe. Was Marx zu seiner Zeit nicht gesehen habe und vielleicht auch nach seiner ganzen Richtung nicht sehen konnte: die eminente soziale Bedeutung der Konsumvereine, Das werde heute wohl von der Sozialdemokratie erkannt; sie scheue sich aber, durch regere Theilnahme ihre jetzt auf den politischen und gewerkschaftlichen Kampf konzentrirten Kräfte allzu sehr zu zersplittern. Neben dieser konservativen Tendenz des Marxismus und der Furcht vor Zersplitterung trage zu der Apathie der deutschen Sozialdemokratie vielleicht auch ihre Zusammenmensetzung bei. Die vielen kleinen Mittelstandsexistenzen, die zu ihr gehören, seien wohl theoretisch ganz ehrlich vom Untergang der Kleinbetriebe überzeugt, hegten aber eine leichtverständliche Abneigung dagegen, durch Unterstützung der Konsumvereinsbestrebungen sich selbst den Ast abzusägen, auf dem sie sitzen. So Herr Dr. Ernst. Herr Raphael Ernst May sieht die Situation innerhalb der sozialdemokratischen Partei wesentlich anders an; für ihn ist die Sachlage eine viel einfachere. Er behandelt in seinem Artikel zwar nur spezifisch hamburgische Verhältnisse, glaubt aber offenbar, damit eine Stichprobe gegeben zu haben. Er hält die Masse der sozialdemokratischen Wähler für vollständig bernsteinisch gesinnt; daß die Sozialdemokratie sich nicht mit Enthusiasmus in „praktische" Arbeit, zum Beispiel das Konsumvereinswesen, stürzt, liege lediglich daran, daß die Parteileitung — oder mindestens die Leitung der Parteipresse — in theoretischer Verknöcherung auf dem Standpunkt des unfruchtbaren Nichts-als-Politisirens steht und sich dadurch als schwerer Hemmschuh der Fortentwickelung zu praktischer Thätigkeit erweist. Die eigentliche Partei, die Masse, sei willig, aber schwach, die offizielle, die „redaktionäre" Partei nicht willig und leider noch zu stark. Aber es brauche diesen redaktionären Parteispitzen nur durch eine bernsteinisch gefärbte Presse Konkurrenz gemacht zu werden, — und die Redaktionäre würden als betrübte Lohgerber alsbald ihre Felle davonschwimmen sehen.

Ich halte es für angebracht, meiner Meinung über diese beiden Lesarten erst Ausdruck zu geben, nachdem ich mich mit den Ausführungen des Herrn Dr. Paul Ernst über die Konsumvereine selbst auseinandergesetzt haben werde. Denn für eine objektive Beurtheilung der Stellung der Sozialdemokratie zum Konsumvereinswesen ist es in erster Linie erforderlich, die Grenzen für die Entwickelung-

möglichkeit und die soziale Bedeutung der Konsumvereine abzustecken. Sollte sich herausstellen, daß die Konsumvereine in der That, wie Herr Dr. Paul Ernst annimmt und auch Herr May anzunehmen scheint, berufen sind, der wichtigste Hebel in der Emporhebung der Arbeiterklasse und selbst das Mittel zur radikalen Umgestaltung des wirthschaftlichen Organismus zu werden, so wäre es in der That nöthig, für die Haltung der Sozialdemokratie nach Motiven zu suchen, wie sie die Herren Paul Ernst und May entdeckt zu haben glauben. Ist Dem jedoch nicht so, dann dürften für die relative Passivität der Sozialdemokratie in Sachen der Konsumvereinsbewegung wohl noch andere Erklärungen zu finden sein, die weder intellektuell noch moralisch ihr Ansehen zu mindern geeignet wären.

Paul Ernst erblickt in der Konsumvereinsbewegung das wichtigste Prinzip der sozialen Entwickelung. Andere Prinzipien, die sich mit dem Konsumvereinsprinzip vertrügen, seien vielleicht auch wichtig, wie etwa die des Kommunalsozialismus und des Gewerkschaftwesens, allein der Konsumvereinsbewegung sei doch die Ausschlag gebende, die Richtung bestimmende Rolle vorbehalten. Schon seien die Konsumvereine in einer Weiterentwickelung zu höheren Formen begriffen; so seien sie namentlich im Begriff, gewisse Produkte in eigenen Fabriken herzustellen. Der Weiterentwickelung stellten sich ja unverkennbare Schwierigkeiten entgegen; immerhin wolle er sich einmal vorstellen, das Konsumvereinsprinzip sei allgemein durchgedrungen. Jeder Konsument sei dann, mit Ausnahme der im Import beschäftigten Personen, der Aerzte, Richter, Geistlichen u. s. w., auch Arbeiter eines Vereines oder Vereinsunternehmens. „Außerhalb des Konsumvereines wird weder produzirt noch konsumirt. Die Produktion ist dem Konsum angepaßt und, so weit es möglich ist, erhält Jeder den vollen Ertrag seiner Arbeit. Die Produktionweise ist nicht mehr kapitalistisch, denn Niemand eignet sich den ‚Mehrwerth' an, sondern Derjenige, der ihn erzeugt hat, behält ihn, sei es als Produzent oder als Konsument." Ernst setzt hier also eine vollständig in Konsumvereinen, die wieder Produktivgenossenschaften beschäftigen, organisirte Gesellschaft voraus, eine Gesellschaft, in der es Aneigner von Mehrwerth nicht mehr giebt, mit anderen Worten also eine sozialistisch organisirte Gesellschaft, in der nur, im Gegensatz zu dem erstrebten centralistischen „Zukunftstaat" der marxistischen Sozialdemokratie, die Decentralisation herrscht. Die Frage der Centralisation oder Decentralisation werde ich später zu streifen haben. Zunächst kommt es mir darauf an, zu zeigen, welchen Grad der Entwickelungfähigkeit Paul Ernst den Konsumvereinen beimißt. Seine Hoffnungen gründen sich auf die mächtige Entwickelung der britischen Genossenschaften, denen ihm für die Zukunft kaum noch eine Schranke gezogen erscheint, die sie nicht niederzuwerfen vermöchten. Sehen wir zu, ob sich Paul Ernst nicht doch Illusionen hingiebt, und zwar an der Hand seines eigenen Aufsatzes.

Er bezeichnet es als einen vulgären Irrthum der sozialdemokratischen Masse, die Schuld dafür, daß der Arbeiter nicht den „vollen Arbeitertrag" erhalte, in erster Linie der Schmälerung durch den Unternehmergewinn, statt der Schmälerung durch den Zwischenhändlergewinn, zuzuschreiben. Habe doch die Statistik bewiesen, daß der Unternehmergewinn sich durchschnittlich in bescheidenen Grenzen zu halten pflege, während der Handelsgewinn weit höher sei, nämlich selten unter 30 Prozent falle, oft aber 100 Prozent erreiche oder gar übersteige. Wolle also der

Arbeiter die Differenz zwischen seinem Lohn und dem Werth seiner Arbeitkraft nach Möglichkeit verkleinern, so müsse er durch Errichtung von Konsumvereinen den Handelsgewinn zu beseitigen suchen. Nehme man an, daß der Konsumverein mit 10 Prozent Spesen arbeite, so werde der Arbeiter, bei 30 Prozent durchschnittlichem Handelsgewinn, seine Waaren um 20 Prozent billiger kaufen oder, im Falle er drei Viertel seiner Bedürfnisse durch den Konsumverein befriedige, sein Einkommen um 16 Prozent steigern.

Was Paul Ernst im Allgemeinen über das Verhältniß des Unternehmergewinnes zum Handelsgewinn ausführt, trifft zu; doch irrt er bei seiner Berechnung der Vortheile für die Arbeiter. Die Konsumvereine in England wie in Deutschland haben bisher nicht mit 20, sondern nur etwa mit 10 Prozent Gewinn gearbeitet, wodurch sich denn natürlich auch die Lohnsteigerung für den Arbeiter entsprechend ermäßigt. Einige Zahlen, die ich herausgreife, mögen Das bestätigen. 1889 betrug der Umsatz der britischen Konsumvereine 26051000 Pfund, der Gewinn 3418000 Pfund, also ungefähr 13 Prozent. Die Zahl der Mitglieder betrug 961000, es ergiebt sich auf den Kopf also ein Gewinn von etwa $3^1/_2$ Pfund = 70 Mark. Wenn man bedenkt, daß den Kosumvereinen notorisch gerade die qualifizirten, besser entlohnten Arbeiter angehören, so wird man schwerlich eine Lohnerhöhung von 16 Prozent, kaum eine solche von 10 Prozent herausrechnen können. 1894 betrug der Jahresumsatz 974 Millionen Mark, der Gewinn 104 Millionen Mark, die Gewinnrate also etwa $10^1/_2$ Prozent. Die Mitgliederzahl war auf 1277405 angewachsen. 1897 betrug der Umsatz 1133 Millionen Mark, der Jahresgewinn 128 Millionen Mark, die Zahl der Mitglieder 1468955. Das Verhältniß hat sich also nur wenig verschoben. In Deutschland betrug 1896 der Umsatz der Konsumvereine $96^2/_3$ Millionen Mark, der Reingewinn 10 Millionen, also rund 10 Prozent. Die Zahl der Mitglieder betrug 403872, der auf den Kopf entfallende Gewinn war also relativ sehr unbedeutend.

Uebrigens hat sich in die Kalkulationen Ernsts ein sonderbarer Widerspruch eingeschlichen. Auf der selben Seite nämlich, wo er für die Arbeiter einen Lohnzuwachs von 16 Prozent lediglich aus dem Wegfall des Handelsgewinnes herausrechnet, behauptet er, Eugen Richter habe einmal ausgerechnet, daß, wenn in Preußen das gesammte Einkommen gleichmäßig vertheilt werde, auf die unterste Schicht um etwa 40 Mark jährlich mehr Einnahme entfallen würde. Das kann nun Eugen Richter unmöglich herausgerechnet haben, denn woher stammte und wo bliebe sonst der Handelsgewinn, vom Unternehmergewinn gar nicht zu reden?

Auch das pädagogische Moment scheint mir Ernst sehr beträchtlich zu überschätzen, wenn er von den unberechenbaren Vortheilen der solideren Waare spricht. „Wer es nicht selbst beobachtet hat, kann sich nicht vorstellen, wie demoralisirend die billigen Schundwaaren auf das Volk wirken. Sie verschulden unnütze und leichtfertige Ausgaben, thörichte Bedürfnisse und ein lüderliches Umgehen mit dem Erworbenen.“ Dies Fragment einer Kapuzinade klingt im Munde eines Sozialisten, wenn auch nur eines sozialistischen Franctireurs, ziemlich wunderlich. Wenn sich auch Proletarierinnen einmal modisch aufzuputzen suchen, so sollte man darüber noch nicht moralisch zetern. Sie werden mitunter geschmacklos sein, meinetwegen also „thöricht“, aber daran trägt doch wohl weniger die Schundwaare als der mangelhaft ausgebildete ästhetische Sinn und das geringe

Einkommen die Schuld. Die Schundwaare ist auch nicht etwa eine diabolische Erfindung zum Zweck des moralischen Verderbs der Nichtbesitzenden, sondern ganz einfach ein Mittel zur Befriedigung vorhandener Bedürfnisse und eine Folge des Ueberflusses an Geldmangel der unteren Schichten. Außerdem habe ich oft beobachtet, daß gerade innerhalb der besser gestellten Arbeiterkreise die altväterischste Werthschätzung des „Soliden" zu finden ist. Der besser situirte Arbeiter läßt Kleider und Schuhe noch sehr häufig nach Maß beim Schneider- und Schustermeister anfertigen, während gerade der kleine Beamte vielfach die Waarenhäuser benutzt. Daß er dabei antisemitisch wählt, giebt seinem Verhalten eine gewisse Pikanterie. Die breite Masse des Proletariates kauft freilich da, wo es am Billigsten ist, im Waarenhaus und selbst beim Trödler; daran aber werden auch die Konsumvereine in absehbarer Zeit nichts ändern können. In dem Buche der Mrs. Sidney Webb über „Die britische Genossenschaftbewegung" liest man auf Seite 197 der deutschen, von Lujo Brentano mit einem Vorwort versehenen Ausgabe: „Das erste Hinderniß für eine unbegrenzte Ausdehnung der Genossenschaftbewegung unter der gegenwärtigen sozialen Ordnung sind die Lebensbedingungen gewisser Klassen ... Wir brauchen keinen Beweis für die Wahrheit dieser Thatsache; sie ist der Kehrreim der Klagen auf den Gewerkvereins- und Genossenschaftkongressen". Mrs. Webb fährt dann fort: „Die Geschichte der Arbeit während der letzten fünfzig Jahre zeigt uns deutlich, daß die gesetzliche Regelung, der Ausfluß der Zwangsvereinigung, das einzig wirksame Mittel ist, um die Lage gewisser Klassen zu dem sozialen Niveau zu erheben, auf dem die freiwillige Genossenschaft möglich wird". Und Das führt mich zu dem Hauptpunkt meiner Einwendungen gegen die Ansichten des Herrn Dr. Paul Ernst.

Ich bemerkte schon, daß Ernst an die Möglichkeit glaubt, die Konsumvereine könnten sich zu einer so ziemlich alle Produzenten und Konsumenten umfassenden Organisation entwickeln; er glaubt, in den Konsumvereinen das Mittel zur „Lösung" der sozialen Frage gefunden zu haben. Und zwar glaubt er — wenigstens findet sich in seinem Artikel kein einschränkender Passus, der dieser Annahme widerspräche —, daß die Konsumvereine Expansiv- und Werbekraft genug besäßen, um sich aus sich selbst heraus bis zum nationalen Rahmen erweitern zu können. Offenbar könnte seiner jetzigen Einsicht nach die Sozialdemokratie nichts Besseres thun, als der Politik den Laufpaß zu geben oder sie doch mindestens aufs Altentheil zu setzen, die Prinzipien in den Silberschrank zu stellen und vor allen Dingen einmal Konsumvereine zu gründen. Ich glaube freilich, die Sozialdemokratie wird, bevor sie mit ihrer bisherigen Taktik bricht, gut thun, noch einmal die genaue Kennerin der Genossenschaftbewegung, Mrs. Webb, über die Sache zu hören. Sie urtheilt freilich anders als Paul Ernst. Daß die Konsumvereine aus eigener Kraft jemals jenen allumfassenden Umfang annehmen könnten, gilt ihr als eine Illusion. Mrs. Webb berechnet, wie hoch sich in Zukunft einmal unter den günstigsten Umständen der Umsatz der Konsumvereine stellen könnte, und gelangt dabei zu dem Resultat, daß von dem 1300 Millionen Pfund betragenden Nationaleinkommen 3 bis 400 Millionen Pfund ihren Weg in die Kassen der Konsumvereine nehmen würden, also nur ein Viertel bis ein Drittel. Viel engere Grenzen noch seien der genossenschaftlichen Produktion gezogen. Entfalle doch von importirten Nahrungmitteln und Tabak ein großer

Bruchtheil auf den Verbrauch des Lohnverdieners. Die „Ueberbleibsel aus früheren Zeiten", mit denen ja auch Paul Ernst rechnet, würden also ganz anständige sein. Doch hören wir Mrs. Webb noch weiter: „Es giebt aber auch innere Hindernisse, die der Verwirklichung des Traumes der begeisterten Genossenschafter entgegenstehen, der Aufsaugung des ganzen Tributes, der jetzt von den Arbeitern durch Jene erhoben wird, ‚die nicht arbeiten noch spinnen', durch eine genossenschaftliche Gemeinschaft. Ein beträchtlicher Theil des Einkommens der Gesammtheit wird nicht für persönliche Dienste, die der Nation geleistet werden, bezahlt, sondern an Kapitalinhaber und Grundbesitzer. Die Genossenschafter entgehen dieser Steuer nicht . . . Was den Kapitalzins für die zwölf Millionen Pfund genossenschaftlichen Kapitals angeht, so unterliegt Dies keinem Zweifel; er wird den Genossenschaftern kreditirt, d. h. er wird auf den Verbrauch sämmtlicher Mitglieder geschlagen und an eine Minderzahl von kapitalbesitzenden Genossenschaften ausgezahlt.

Und trotzdem erhofft Mrs. Webb ähnliche „Endziele" wie Herr Dr. Paul Ernst. Aber freilich nur insofern, als sie vom politischen Eingreifen der Demokratie eine Niederreißung der Schranken erwartet, die im kapitalistischen Staate die unbegrenzte Entwickelung der Konsumvereine hemmen. „Wenn daher die englische Demokratie die vollständigen Umwandlungen auszuführen wünscht, die in Robert Owens ‚Neuem System der Gesellschaft' prophetisch beschrieben sind, wenn sie entschlossen ist, der durch die neue Form des Gewerbebetriebes herbeigeführten sozialen Reichthumserzeugung und der kommunalen Verwaltung und Kontrole, die durch die Genossenschaft- und Gewerkvereinsbewegungen eingeführt ist, den kommunalen Besitz an Grund und Boden und an Produktionmitteln hinzuzufügen, dann muß sie mit vollem Bewußtsein die durch die politische Demokratie geschmiedeten Werkzeuge benutzen: alle Arten von Steuern auf unverdienten Reichthum und auf den Ueberschuß des Einkommens über das zum Leben Nothwendige und die zwangsweise, wenn auch nicht nothgedrungen ohne persönliche Entschädigung vor sich gehende Enteignung jener Theile des Nationalreichthumes, die reif sind für demokratische Verwaltung . . ."

Man sieht: Mrs. Webb erwartet den Sieg des Genossenschaftwesens erst von einem konsequenten sozial-demokratischen Eingreifen mit Hilfe der Gesetzgebung. Wie sollten auch Zwangsgewerkvereine, Zwangskonsumvereine zu Stande kommen, außer durch gesetzliche Regelung? Und bei der Expropriation des Eigenthumes würde es ja wohl auch nicht ohne nachdrücklichsten politischen Kampf abgehen. Mrs. Webb schreibt sicher nicht mit Unrecht den Genossenschaften eine hohe demokratisch-erzieherische Bedeutung zu. Auch die politische Schulung durch die Gewerkvereine wird von ihr sehr hoch angeschlagen. Und ich bin überzeugt: hätte sie in England eine Partei wie die sozialdemokratische zu studiren Gelegenheit gehabt, sie würde deren erzieherischen Einfluß auf die Gewöhnung an eine demokratische Verwaltung sicherlich nicht unterschätzt haben.

Die Dinge liegen meines Erachtens so: England besitzt eine mächtige Genossenschaft- und Gewerkvereinsbewegung, neben der aber noch eine durchgreifende politische Thätigkeit entfaltet werden muß, um jenen wirthschaftlichen Bewegungen die Bahn frei zu machen. Deutschland besitzt eine starke politische und eine aufblühende Gewerkschaftbewegung, neben der sich noch eine mächtige Ge-

nossenschaftbewegung entwickeln wird. Das, was jedem der beiden Länder fehlt, muß und wird noch geschaffen werden. Es ist deshalb auch gar nicht nöthig, die marxistische Verknöcherung oder die Existenzsorge sozialdemokratischer Krämer oder gar die bösen Redaktionäre aufmarschiren zu lassen, um die besonnen abwartende Haltung der offiziellen Partei zu verstehen. Eine gewisse Reservirtheit mag gegen die Konsumvereine vorhanden sein, eine Feindschaft ist nicht vorhanden. Man räumt den Parteianhängern gern das Recht ein, sich Konsumvereinen anzuschließen; man warnt nur vor unüberlegten Gründungen und allzu kühnen Projekten. Und mag diese Kritik auch im Einzelnen fehlgehen: im Großen und Ganzen ist sie am Platze. Mancher kleine Konsumverein ist in Deutschland schon zum Schaden der Partei verkracht; und auch in England stieg die Zahl der bankerott gewordenen Konsumvereine von 1870 bis 1889 auf 844. Auch ich zweifle nicht daran, daß trotz aller Ungunst der Verhältnisse das Konsumvereinswesen auch in Deutschland eine Zukunft hat, und meine Ansicht theilen Marxisten strengster Observanz. So z. B. Kautsky und der als Gegner Bernsteins vielgenannte Parvus, wohl der am Weitesten links stehende Publizist der Partei. Die marxistischen Scheuklappen sind aber eben so sehr eine Legende wie der bockbeinige Konservatismus der Redaktionären in der Partei.

Kiel. Heinrich Ströbel.

Selbstanzeigen.

Die Kunst. Eine Monatsschrift für freie und angewandte Kunst. Verlagsanstalt F. Bruckmann, München. 24 Mark pro Jahr.

Ist Kürze ein Vorzug für jeden Titel und jedes Programm, so müssen wir ihr zu Liebe auch etwas Ungenauigkeit in den Kauf nehmen; nur um „Bildende Kunst“ handelt es sich hier. Aber die Bildende Kunst sammt ihrem jüngsten Kinde, der angewandten Kunst, sind ihrem Wesen nach nicht von den anderen Künsten getrennt. Das Wesentliche, worauf es ankommt: der Begriff des Schöpferischen, muß dem Kunstwerk jeder Gattung eigen sein, das Anspruch auf diesen Gattungnamen erhebt. In zweiter Linie erst stehen Technik, Schule, Wechsel des Geschmackes. Solche Gesichtspunkte mögen also die summarische Bezeichnung rechtfertigen. Sie bestimmen auch die Grundsätze, nach denen die Redaktion die Auswahl der wiederzugebenden Werke zu treffen hat. In unserer schnell lebenden Zeit verschwinden nicht nur Schlagwörter, wie „modern“ und „sezessionistisch“, sondern auch die verschiedenen Kunstrichtungen und Parteien selbst zu rasch, als daß sich eine gewissenhaft redigirte Zeitschrift mit ihnen identifiziren könnte. Eine solche Zeitschrift hat vielmehr die Pflicht, die Bausteine zu sammeln, aus denen sich eine Geschichte unserer bildenden Kunst aufbauen lassen wird, also eine Geschichte des schöpferischen Genies. Daran hat sich alles Andere, wie die Fortschritte der Technik, die Wandlung der Kunstauffassung und des Geschmackes, zu reihen. Zugleich mit dem gewaltigen Aufschwung auf allen technischen und industriellen Gebieten hat Deutschland auch in der Kunst seine eigene

Selbständigkeit errungen, nachdem es so lange in Malerei und Kunstgewerbe fremden Spuren gefolgt war. Trotzdem scheint es uns erforderlich, auch die ausländische Kunst in ihren besten Leistungen zu veranschaulichen.

Ein Heft von 100 Seiten mit 176 vorzüglichen Illustrationen, darunter drei farbigen Vollbildern, für zwei Mark: Das haben wir in unserer Kunstliteratur noch nicht gehabt. Ist die Kunst eines Volkes ein Gradmesser für seine Kultur, so sind es in einer gewissen Form auch seine Kunstzeitschriften. Auf diesem Gebiet stand England mit seinem Studio bisher unerreicht da. Auch hierin den Wettkampf erfolgreich zu bestehen, auch auf diesem Gebiet Deutschland eine führende Stellung zuweisen zu können, ist unser eifrigstes Bemühen.

München. H. Bruckmann.

Das Glück in der Liebe. Eine technische Studie. Stuttgart, Verlag von J. Schmitt. 151 S. 2 Mark.

Kann es eine Technik des Glückes geben? Das würde wohl auf ein corriger la fortune hinauslaufen. Aber der Wunsch, gerade in der Liebe Glück zu haben, ist so verbreitet, daß ich kein Gesprächsthema kenne, das mindestens unter jüngeren Leuten mit solcher Ausdauer behandelt würde. Wie man es vor den Schönen richtig anzufangen habe, was Eindruck auf sie macht und was ganz verfehlt ist: Das möchte Jeder gern wissen; aber das einzige Buch, das über diese Angelegenheit nach einem alten Studentenlied „guten Rath ertheilt", Ovids „Ars amandi", habe ich für eine Technik des Werbens zur Ehe inhaltlos gefunden. Es bietet ein paar sehr pikante Sittenschilderungen, die mutatis mutandis von irgend einem Pariser unserer Tage herstammen könnten; z. B., wie man sich zu verhalten habe, wenn man seiner heimlichen Maitresse mit ihrem Gatten bei einem Souper begegnet, oder mit Hilfe welcher Kniffe ein junges Dämchen ihren Liebsten am Gründlichsten auszuplündern vermöchte, auch sentimentale Taglieder in dem vorgeahnten Stil der Minnesänger; nur kein Wort „pour le bon motif". Es hat mich um so mehr gereizt, diesen Beitrag zur Psychologie der deutschen Mädchen — und nur von ihnen handelt mein Buch — zu liefern, als eine langsam vor sich gehende, von vielen Seiten und scharfen Augen beobachtete Metamorphose mir ermöglichte, meine Betrachtungen sozusagen im dramatischen Moment anzustellen. Ich habe dabei nicht umhin gekonnt, auch in den Beziehungen der beiden Geschlechter zu einander das bekannte weltbeherrschende Motiv herauszuarbeiten, denn in der ganzen Terminologie der Liebe ist vielleicht kein Ausdruck so zutreffend wie der: „Sie war ihm zu Willen." Was sonst noch in meiner Darbietung enthalten ist, wird der Leser am Besten aus den Kapitelüberschriften ersehen können: I. Der Zweck. II. Der Feind. III. Wodurch werden Mädchen gewonnen? IV. Ladies-men und Bärenhäuter. V. Diplomatisches: Nicht aus der Schule schwatzen! Nicht lachen! Nicht bitten! Nicht lieben? VI. Der rechte Moment. VII. Ein technisches Meisterstück. VIII. Eine Kokette. IX. Das deutsche Mädchen einst und jetzt.

Mannheim. Dr. Robert Hessen.

Trebertrocknung.

Wenn die Presse sich selbst feiern wollte, könnte sie den dritten November dieses Jahres als einen großen Tag festlich begehen. Eine Aktiengesellschaft, deren Name seit Jahren in Aller Munde ist, die sich mit Börsenverhältnissen beschäftigen, sah sich genöthigt, auf diesen Tag eine außerordentliche Generalversammlung lediglich zu dem Zweck einzuberufen, den Aktionären Aufklärung über die, besonders durch die Presse, gegen die Gesellschaft gerichteten Angriffe zu geben und Beschluß über die Schritte zu fassen, die gegen diese Anfeindungen zu unternehmen seien. Von Anfang an waren die öffentliche Meinung und die Börsenbehörden diesem Unternehmen, nämlich der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung in Cassel, wenig gewogen. Erst nach mehrfachen Reklamationen genehmigte die Zulassungstelle der berliner Börse im Januar 1895 den Prospekt zur Einführung der Aktien. Die Gesellschaft bezeichnete als ihren Zweck die Trocknung und den Vertrieb von Biertrebern, Rübenschnitzeln und allen damit verwandten Futterstoffen, den Handel in allen Rohstoffen, Halb- und Ganzfabrikaten, die Fabrikation und den Handel in Maschinen und Apparaten, die mit den anderen Gegenständen des Geschäftsbetriebes im Zusammenhang stehen, die Neueinrichtung oder den Erwerb von ähnlichen oder verwandten Geschäften und die Betheiligung an solchen Geschäften unter irgend einer Form. Das Aktienkapital betrug bei Errichtung der Gesellschaft im Jahre 1889 nur 350000 Mark. Im November 1891 trat eine Erhöhung auf 500000, bereits im Juli 1892 eine solche auf 650000 Mark und endlich im Juli 1894 auf eine Million Mark ein. Die Gesellschaft schuldete damals in Hypotheken 51150 Mark. Schon die Bilanz des Prospektes, auf Grund dessen die Aktien an der berliner Börse eingeführt wurden, gab zu mancherlei Bedenken Anlaß. Vor Allem waren es die Konto-Korrentschulden mit 933000 Mark, unter denen sich nur 41000 Mark Bankierguthaben befanden, die zur Kritik herausforderten, und zwar um so mehr, als erklärt wurde, daß die Gesellschaft, um Apparate an die Brauereien abzusetzen, sich auf mehrere Jahre habe verpflichten müssen, gewisse Quantitäten von Trockentrebern zu bestimmten Preisen abzunehmen. Darunter waren Abschlußpreise, die den damaligen Marktwerth so bedeutend überstiegen, daß hieraus ein Verlust von jährlich etwa 13000 Mark für 1895 bis 1897 und jährlich etwa 3000 Mark für 1898 bis 1899 berechnet wurde. Das Bedenkliche dieser Geschäftshandhabung sprang in die Augen. Die Gesellschaft sah sich genöthigt, sich in Spekulationen einzulassen, um Maschinen absetzen zu können, — Spekulationen, die unter Umständen die schlimmsten Folgen für die Aktionäre haben konnten. Außerdem gab das Patentkonto, das damals mit 162500 Mark zu Buche stand, und auch das Acceptkonto in Höhe von 441000 Mark zu Einwendungen Anlaß. Daneben schuldete die Gesellschaft an diverse Kreditoren noch 383000 Mark. Vor Allem mußte aber der winzige Betrag der Reserven auffallen. Nach fünfjährigem Bestehen der Gesellschaft betrugen die ordentlichen Reserven nur die lächerlich kleine Summe von 9900 Mark, d. h. ein Prozent des Aktienkapitales, und die Sonderreserve 18000 Mark.

Es gab ein allgemeines Schütteln des Kopfes. Denn zwei weit auseinander gelegene Biertrebertrockenanlagen waren zu einer Gesellschaft verschmolzen

worden, die eine in Cassel, die andere in Dortmund. Dazu waren derartige Anlagen in Erfurt, Würzburg, Hannover, ja selbst in Amerika hinzugetreten. Schon diese räumliche Trennung der einzelnen Theile des Unternehmens machte einen unbefriedigenden Eindruck. Man war überraschend schnell mit einem Kapital von einer Million Mark emissionfähig geworden. Es mußte aber räthselhaft erscheinen, daß die Gesellschaft, anstatt für ihre Aktien in Frankfurt a. M., besser noch in Leipzig oder Dresden, Absatz zu suchen, vielmehr gerade die entlegenere berliner Börse, von der auswärtige Werthe lediglich lokalen Charakters verbannt sein sollten, aufsuchte. Des Räthsels Lösung war aber bald gefunden: Ein breites Publikum sollte des Segens der casseler Trebertrocknung theilhaftig werden; und kaum waren neun Monate nach Einführung an der berliner Börse verstrichen, als der Kurs der Aktien, der anfänglich 135,50 Prozent betragen hatte, auf 280 Prozent gestiegen — oder richtiger gesagt: getrieben worden — war. Innerhalb einer einzigen Woche erfuhren die Treberaktien eine Kurssteigerung von 70 Prozent. Die Börse wußte nunmehr, daß diesem Papier ein besonderer Zauber innewohne. Als erst einmal eine Haussepartei kräftig mit Käufen eingegriffen hatte, folgten alle Diejenigen, die stets an die bessere Einsicht der Muthigen glauben, nach, und ehe noch ein paar weitere Wochen ins Land gegangen waren, verfolgte der kleinste Spekulant faszinirten Blickes die unaufhaltsame Bewegung der Treberaktien. Das Emissionhaus wurde mit Anfragen bestürmt und hüllte sich in Schweigen. Wie dringend man auch um Auskunft bat, die Antwort war in der Regel nichts Anderes als ein einfaches Achselzucken; höchstens daß erste Firmen der lakonischen Erklärung gewürdigt wurden, in Cassel seien fortdauernd gute Käufer am Markt. Das war freilich richtig. Denn die der Verwaltung nahe stehenden Kreise nutzten ihre Kenntniß der Verhältnisse der Gesellschaft zu Aktienkäufen auf Kosten derjenigen Aktionäre aus, die weniger genau unterrichtet waren und daher zu den ihnen gebotenen, immerhin verhältnißmäßig günstigen Preisen verkauften. Man zerbrach sich vergeblich den Kopf darüber, wie sich in Biertrebern denn ein Geschäft erzielen lasse, das, nach den Käufen der Eingeweihten zu schließen, ja ein geradezu glänzendes sein mußte. Dabei war die Konjunktur für Treberfabrikate zudem wenig günstig, der Preis fortgesetzt weichend und man wußte, daß die Gesellschaft erhebliche Bestände besaß, so daß sie, außer durch eine ansehnliche Preiseinbuße, durch Zinsen, Lagergeld und Materialverlust einen empfindlichen Schaden erleiden mußte. Aber die Thüren der Börse haben keine Schalldämpfer; und so munkelte man, daß die Gesellschaft einige werthvolle Patente auf ein — von einem Herrn Bergmann erfundenes — Verfahren zur Herstellung von Holzkleie (Sägemehl) und zur Gewinnung von Holzessig erworben habe. Die Ausnutzung dieser Patente nehme anscheinend einen großen Umfang an und verspreche, wenn nicht ganz unerwartete Umstände einträten, einen immensen Erfolg. Bald ließ denn auch die Gesellschaft selbst, nachdem sie und ihre Hintermänner sich einen genügenden Theil von Aktien gesichert und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten, urbi et orbi verkünden, daß mit einem Aufwand von mehreren Millionen Mark Anlagen gebaut würden, die zur Verwerthung neuer Patente dienen sollten und daß die Nachfragen nach den Patentlizenzen mit jedem Tag stiegen. Die Patente seien für aller Herren Länder erworben und hätten namentlich für die holzreichen Gegenden Schlesiens, der Bukowina, Bos-

niens, Schwedens und Norwegens, Rußlands u. s. w. den größten Werth. Der Preis der Aktien, der sich Ende 1895 schon auf 370 Prozent stellte, sei bei Ausbeutung dieser Patente keineswegs übermäßig hoch. Durch solche Mittheilungen wurde die Spekulation nur noch mehr erhitzt: aber man stellte sie auf eine harte Geduldprobe. Die Aktien waren in festen Händen. Wurde einmal ein Stück frei, so mußte es mit schwerem Gold aufgewogen werden.

Die Biertreber waren vergessen; kein Mensch fragte mehr nach deren Konjunktur und nach den Verlusten, die der Gesellschaft aus ihren Beständen erwachsen sein mußten oder drohten: ein neues Phantom stand vor Aller Augen nnd männiglich jagte dem glänzenden Gebilde nach. Was dann weiter geschah, ist dem Leser bekannt. Der Kurs der Aktien stieg zu schwindelnder Höhe empor, erreichte wiederholt den Stand von 645 Prozent und ist nach verschiedentlichen Schwankungen jetzt wieder auf 332 angelangt. Das Aktienkapital wurde bis auf zwölf Millionen Mark vermehrt und die Trockendestillation von Holz und Holzabfällen nebst der Herstellung und Verwerthung von Maschinen, die dazu geeignet sind, war das einzige Ziel. Nebenbei wurden noch Biertreber getrocknet, Getreideschlampen verhandelt, Fett und Fleischmehl von Kadavern gewonnen u. s. w. Die Hauptsache blieben aber anscheinend die bergmannschen Holzverwerthung-Patente. Ein Gruppe von Tochtergesellschaften entstand und auch ihr Wohl und Wehe sollte allein und ausschließlich von dem Erfolg dieser Patente abhängig sein.

Da hat denn der dritte November dieses Jahres aller Welt eine außerordentliche Ueberraschung gebracht. Der Generaldirektor der Gesellschaft eröffnete der staunenden Versammlung, daß die Gesellschaft überhaupt nicht mehr mit den bergmann*nsch*en Patenten stehe und falle. Ja, er bezeichnete es als eine unerhörte Unterste*llung*, wenn dem Unternehmen vorgeworfen werde, es habe im Bewußtsein des Unwerthes der bergmannschen Holzdestillation-Patente deren Verwerthung durch Bildung neuer Gesellschaften zu fördern gesucht. Vielmehr habe die in großem Umfang sowohl von der casseler Gesellschaft wie auch von ihren Zweigfabriken bis vor einiger Zeit betriebene Patentdestillation von künstlich verkleinertem Buchenholz und von Weichholzabfällen nur ausnahmeweise eine Rentabilität ergeben. Das ist freilich sehr interessant. Denn zum ersten Mal sind damit vor der breiten Oeffentlichkeit die Grenzen der Anwendbarkeit des bergmannschen Verfahrens gesteckt worden. Nachdem man einmal so weit gegangen war, konnte man denn auch nicht umhin, zuzugeben, daß die Gesellschaft ein theures Lehrgeld habe zahlen müssen. Das war bis dahin stets bestritten worden. Der Generaldirektor entschuldigte die Aufwendungen, die unter Anderem für den Rückkauf von Aktien der Neugründungen gemacht worden waren, damit, daß gegenüber den Gesellschaften, die sich unter Führung des casseler Unternehmens gebildet hätten, eine moralische Verpflichtung bestanden habe. Wahr ist, daß die Aktiengesellschaft für Trebertrocknung bislang ihre ganze Kraft für die Erfolge ihrer Patente eingesetzt und ihre Verantwortlichkeit gegenüber den Interessenten, die ihr vertrauten, durch namhafte materielle Betheiligung bekräftigt hat. Sie steht damit in anerkennenswerthem Gegensatz zu anderen Gesellschaften, die zwar industrielle Patente theuer verkaufen, um die wirthschaftliche Brauchbarkeit dieser Patente sich aber so gut wie gar nicht bekümmern. Immerhin nöthigte Das gewiß noch nicht dazu, in einer eigens zusammenberufenen Versammlung der Aktionäre auszuposaunen,

daß und wie sehr man sich geirrt habe. Vor Allem versteht man das plötzliche Aufklärungbedürfniß der rührigen Verwaltung nicht recht, nachdem die Geschäftsabschlüsse und Geschäftsberichte bisher von Optimismus förmlich getrieft und nicht im Entferntesten den Verdacht hatten aufkommen lassen, daß die guten Dividenden und der hohe Kursstand der Aktien durch die inneren Verhältnisse des Unternehmens nicht gerechtfertigt würden.

Uebrigens fordern solche Vorgänge beinahe die Frage heraus, ob die Aktionäre überhaupt verdienen, loyal behandelt zu werden. Wenn man sich die mit schwerstem Geschütz geführten Kämpfe der Presse und der Konkurrenz, der sogenannten „alten Holzverkohler", gegen die Gesellschaft vergegenwärtigt, muß man sich im höchsten Grade darüber wundern, daß die Aktionäre selbst nie Gelegenheit genommen haben, Rechenschaft über die Geschäftsführung und die Erfolge des mit ihrem Gelde unterhaltenen Unternehmens zu fordern. In keiner Generalversammlung wurden Angriffe laut, kein Aktionär erklärte sich in seinem Aktienbesitz für beunruhigt und nicht ein einziges Mal wurde in allen den früheren Generalversammlungen von der Seite der Aktionäre aus der Versuch gemacht, die Frage des Werthes oder Unwerthes der bergmannschen Patente, die an allen anderen Orten heftig ventilirt wurde, zur Entscheidung zu bringen.

Ein großes Verdienst wird man der Aktiengesellschaft für Trebertrocknung nicht absprechen können: daß sie nämlich, allerdings mit erheblichen Opfern, einen Fortschritt erreichen half, der weit über die Kräfte eines Privatmannes hinausgeht. Es handelt sich um nichts Weniger als eine neue Industrie, die durch ihre Hilfe ins Leben getreten ist: die Verwandlung früher werthloser Abfälle in industrielle Produkte und werthvolle Handelsartikel. An die Stelle des Köhlers mit seinen Meilern ist die moderne Fabrikanlage mit ihren Retorten-Aggregaten getreten. Dazu waren umfangreiche und kostspielige Versuche nöthig. Ob es aber gerade Sache einer Aktiengesellschaft ist, derartige Versuche zu unternehmen und dabei schwere Einbußen zu erleiden, Das ist eine andere Frage.

Lynkeus.

Notizbuch.

Das vom Kaiser an den Obersten der Royal Dragoons gesandte Telegramm war nicht, wie man nach dem ersten, im Berliner Lokal-Anzeiger veröffentlichten Bericht annehmen mußte, eine spontane Handlung, sondern die Antwort auf eine Depesche des Obersten, die dem Regimentschef die Abfahrt der Dragoner nach Südafrika meldete. Die Bedeutung des kaiserlichen Telegrammes wird dadurch nicht gemindert. Es handelte sich um das Regiment, dessen Offiziere nach der Depesche an den Präsidenten Krüger im Januar 1896 das Bild des Deutschen Kaisers

in ihrem Kasino besudelt hatten. Der gekrönte Regimentschef wäre in der Lage gewesen, die Meldung durch einen Adjutanten oder Kabinetschef beantworten zu lassen oder sich mit einem kurzen, kühlen Dank zu begnügen. Er hat die herzliche Form eines Glückwunsches gewählt; und Lord Lonsdale, der sich einen persönlichen Freund des Kaisers nennen darf, hat, in auffälliger Uebereinstimmung mit den wichtigsten englischen Blättern, in einer Rede gesagt, das Telegramm sei bestimmt, das Eingreifen Wilhelms des Zweiten nach dem Erobererzug Jamesons vergessen zu machen, und er hat hinzugefügt, der Kaiser werde dafür sorgen, daß England in Nöthen stets auf das Deutsche Reich rechnen könne. Es wäre höchst thöricht und obendrein unpassend, wegen dieser Dinge mit dem Monarchen zu hadern, der — es kann nicht oft genug wiederholt werden — in der Aeußerung seiner wechselnden Ansichten die selbe Freiheit haben muß, wie jeder Privatmann. Die verantwortlichen Minister sind aber Aufklärung darüber schuldig, weshalb die deutsche Politik, deren Interesse doch die Stärkung des holländischen Elementes in Südafrika gebieten sollte und deren Haltung 1896 den Burenstolz so sehr ermunterte, nun beflissen ist, England Artigkeiten zu erweisen. Schließlich kann ein selbstbewußtes Volk das Gewicht seiner Sympathien und Antipathien nicht von einer auf die andere Seite schleudern lassen, ohne auch nur die Gründe zu erfahren. Mit dem Bemühen, sich den lieben Vettern in Großbritannien gefällig zu erweisen, hat die preußische und die deutsche Politik bisher immer schlechte Geschäfte gemacht. Friedrich Wilhelm der Vierte hatte sich mit seinem Bunsen sehr redlich um Englands Freundschaft beworben. Seine Parole war für Preußen im Verkehr mit dem mächtigen Inselreich: „Effaciren wir uns!" Darob war er in der englischen Presse mit Lobsprüchen reichlich bedacht und von dem frommen Lord Ashley als der beste und herrlichste König dieser Welt laut gepriesen. Doch nur mit Worten, nicht mit Thaten wurden seine Zärtlichkeiten erwidert; und Treitschke mußte am Schluß seiner Betrachtung dieser traurigen Zeit seufzend sagen: „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftwerbungen in England wenig Anklang gefunden, und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkte man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn." Solche Erinnerungen sollten die Leiter der deutschen Politik schrecken. Wenn das Deutsche Reich, das ein ganz anderes Gewicht hat als das Preußen der vierziger Jahre, von zuverlässigen Bundesgenossen abgesprengt, wenn es isolirt und in Europa als ein Element der Unruhe verdächtigt werden könnte, dann bliebe England die Wahl, ob es dem Vereinsamten unter vortheilhaften Bedingungen die Hand reichen oder ruhig zusehen wollte, wie sich gegen den unbequemen Nebenbuhler eine gefährliche Koalition bildet. Das wäre einer der Glücksfälle, an denen die englische Geschichte so reich ist ... Der Volksinstinkt hat in Deutschland schnell die Bedeutung der Stunde verstanden; und die Stimmung ist, trotz allen offiziellen und offiziösen Beschwichtigungen, den Briten nicht günstiger als in den Januartagen des Jahres 1896, da unser — inzwischen verstorbener — Quickborndichter Klaus Groth aus Capri an den Herausgeber der „Zukunft" ein Gedicht schickte, in dem er den Buren zurief:

De Freiheit hebbt Ji tapfer wahrt,
De lat Ji Ju nich roben,
De holt Ji faſt, as Sprak un Art
Un as den olen Globen.
So ſünd de Buren in Transvaal
Un ſo bi uns de Buren:
Se ſtat ehrn Mann wul överall
Un lat ſik nich beluren.
Nu ropt mit uns und holt toſam
As Buren faſt un ſtramm:
Schulle diſſe Herren wedder kam',
So ſchall ſe Gott verdamm'!

* * *

Die Herren ſind wiedergekommen, diesmal in größerer Zahl, aber viel Glück haben ſie auch jetzt vorläufig nicht gehabt. Die Buren haben ihnen arge Schlappen beigebracht. Das darf man freilich nicht überſchätzen. Es iſt ja ſehr nett, in unſeren Zeitungen jetzt zu leſen, was General White hätte thun müſſen, was General Buller wohl thun wird und was General Joubert unter allen Umſtänden vermeiden ſoll, welche Bedeutung für Buren und Britten Colenſo, Ladyſmith, Mafeking und Pietermaritzburg haben; aber dieſe ganze Zeitungſtrategie, die mit löblichem Eifer im warmen Zimmer über Karten und Depeſchen getrieben wird, hat natürlich nicht den geringſten Werth; ſie erſetzt, in moderniſirter Form, nur die Geſpräche von Krieg und Kriegsgeſchrei, die Fauſtens Stadtgenoſſen an ſchönen Sonn- und Feiertagen ſo gern führten. Daß die Engländer zuerſt Schlappen erleiden würden, war vorauszuſehen. Und wenn Cecil Rhodes, Joſeph Chamberlain und der Prinz of Wales in dem großen nationalen Stock-Exchange-Manöver à la baisse engagirt ſein ſollten, dann könnten dieſe erſten Unheilspoſten ihnen recht willkommen ſein. Die Berichte über einen Feldzug, der nur die Fortſetzung einer rieſigen Börſentransaktion mit veränderten Mitteln iſt, ſoll man mit äußerſter Skepſis leſen. Es iſt intereſſant, daß Herr Alfred Beit, der im berliner Auswärtigen Amt jetzt ſo artig empfangene „Hintermann" des Herrn Jameſon, ſich über den Ausgang der Sache bedenklich äußert. Auf die Botſchaft von einem engliſchen Siege würde ein rieſiger boom in Minenwerthen folgen; und die Glücklichen, die inzwiſchen Goldſhares billig eingekauft hätten, wären für ihr „Vertrauen in die nationale Wehrkraft" dann reichlich belohnt. Allerdings iſt es auch denkbar, daß Rhodes in Kimberley gefangen und aufgehängt und Rothſchilds de Beers-Mine zerſtört wird. Schließlich aber ſind doch nur zwei Möglichkeiten ins Auge zu faſſen. Entweder: England behält freie Hand; dann wird es über kurz oder lang mit den Buren fertig werden, — unter ſehr großen Opfern freilich, die aber für die Errichtung eines induſtriellen Rieſenreiches in Südafrika nicht vergeblich gebracht wären. Oder: die europäiſchen Großmächte benutzen die über alles Erwarten herrliche Gelegenheit, um die britiſche Weltmacht zu brechen; dann iſt England verloren. Doch dieſer Fall wird, wie es ſcheint, nicht eintreten. Denn das Deutſche Reich unterſtützt die engliſche Politik und Rußland hat einen für den Weltfrieden begeiſterten Kaiſer und eine engliſch ſprechende und empfindende Zaritza. Es iſt nicht der erſte Dienſt, den die „geſchlitzte Diplomatie" den Söhnen

Albions leistet. Wir müssen also, mögen zunächst auch noch Hiobsposten kommen, mit der Wahrscheinlichkeit rechnen, daß die englische Uebermacht die Buren bewältigen und der Union Jack die hübsche Strecke vom Cap bis nach Kairo beherrschen wird. Die Angelsachsen sind zäh und bewähren im Ungemach ihre besten Eigenschaften. Vielleicht haben die Staatsmänner in London und Kimberley va banque gespielt; jetzt steht Alles auf dem Spiel und sie müssen den letzten Heller daran setzen. Wenn Deutschland heute einen Bismarck oder wenn auch nur Rußland einen kriegerisch gesinnten Zaren hätte!... Aber die Herren Salisbury und Chamberlain kannten die berliner und die petersburger Stimmung offenbar ganz genau. Den Leuten, die England eine lange nachwirkende Niederlage wünschen, wird in der offiziösen Presse jetzt vorgeworfen, sie seien von blindem Engländerhaß erfüllt. Ach nein: sie finden, mit Bismarck, der einzelne Engländer sei fast immer ein wohlerzogener, tüchtiger, jeder Anerkennung würdiger Herr, die englische Politik aber sei ein widriges Gemisch von Habgier, Gewissenlosigkeit und Heuchelei und ihre Macht müsse gebrochen werden, wenn der Deutsche auf dem Rund der Erde den ihm gebührenden Raum finden solle. Die Firma Hohenlohe-Bülow (Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht) scheint anderer Meinung: sie sucht ihre wichtigste Aufgabe darin, den englischen Bankbruch zu verhüten. Sie hat mit England einen Geheimvertrag abgeschlossen, der ihr in Afrika die Hände bindet, und schickt sich, wie man liest, an, die Samoawirren durch einen zweiten Vertrag zu beenden, in dem Upolu oder den Gilbertinseln die Rolle Helgolands aus der Zeit des Sansibarhandels zugedacht scheint. Die Wege dieser Politik sind wunderbar. In der deutschen Geschichte wird sie als die Politik der verpaßten Gelegenheiten fortleben. Auch Das ist Unsterblichkeit.

* * *

Der „Vorwärts" benutzt die Schlappen der Engländer zu einem Beweise für die Vortrefflichkeit des Milizsystemes. Um die Stichhaltigkeit seiner Beweisführung beurtheilen zu können, müßte man militärverständig sein. Was man aber ohne jeden Militärverstand sehen kann, ist Dieses: daß die englische Weltmacht dieser Handvoll roher und rückständiger Bauern gegenüber eine bis zur Lächerlichkeit klägliche Figur spielt und daß Das, da doch die Engländer weder dumm noch feig noch indolent sind, in der Natur des Kolonialkrieges liegen muß. Gewiß hat ihre Oberleitung Fehler begangen, die sich ein preußisches Kriegsministerium nicht würde zu Schulden kommen lassen — das freilich kein preußisches mehr sein würde, wenn Preußen eine Seemacht wäre — aber es leuchtet doch ohne Weiteres ein, daß das Kriegführen auf einem tausend Meilen entfernten Schauplatz, mit dem man sich nur auf dem Seewege in Verbindung setzen kann, keine leichte und einfache Sache ist, und der bisherige Verlauf des wunderlichen Feldzuges zeigt noch obendrein, wie wenig den Engländern dabei ihre ungeheure Flotte nützt. Die englische Weltmacht kann bei der geographischen Lage Englands nur eine See- und Kolonialmacht sein; und bewundern muß man die Klugheit und Energie, mit der sie sich diese Macht aufgebaut haben. Aber das Wasser, auf das diese Macht gebaut ist, hat ihnen zu Gefallen seine Natur nicht geändert und wird sie auch uns zu Gefallen nicht ändern. Das Wasser ist die bequemste und wohlfeilste Verkehrsstraße, aber es ist keine Grundlage, auf die man dauerhafte Staaten und Reiche bauen könnte. Das englische Weltreich wird ohne Angriff von außen von selbst zerfallen und seine Panzerflotten werden den Zerfall nicht aufhalten; zwecklos werden sie zwischen den auseinanderfallenden Theilen hin und her schwimmen. Nicht

das Wasser, sondern der Erdboden ist die natürliche Grundlage für solide Staatengründungen. Rußlands Macht ist trotz der Inferiorität seiner Bevölkerung allein schon durch die Ausdehnung seiner zusammenhängenden Ländermasse fest gegründet, wenn auch nicht unangreifbar, wie die politische Welt seit dem Mißlingen der schlecht vorbereiteten Invasion des großen Napoleon lange geglaubt hat. Wer die Deutschen zu einer Art von Machterweiterung drängt, die nicht blos an sich unsicher und bedenklich ist, sondern die auch der Natur ihres Landes, ihren nationalen Anlagen und ihrer ganzen historischen Entwickelung widerspricht, Der ist kein guter Berather. β

* * *

Die Staatsverfassung hängt ab von dem Naturell und der Kulturstufe der Nation, von der Größe des Staates und der Menge und dem Grade der darin bestehenden Komplikationen. Die letzten beiden Bedingungen werden sehr oft übersehen; und doch sind sie es, die in Rom den Caesarismus erzeugt haben und die heute den Niedergang des Parlamentarismus in Europa verschulden. Die reine Demokratie ist nur möglich in einem sehr kleinen Staate mit sehr gleichartiger Bevölkerung. Je weiter sich der Staat von diesen beiden Bedingungen entfernt, desto unmöglicher wird sie; und bei einer gewissen Größe und einem gewissen Grade der Differenzirung, die zusammen mit den Anforderungen einer höheren Kultur Verwickelungen erzeugt, wird auch die repräsentative Staatsform bis zur Unmöglichkeit erschwert. Nicht, daß der Caesar, der dann die Zügel ergreift, die Gesammtheit der Optimaten oder der Volksvertreter an Weisheit und Tüchtigkeit überträfe, macht sein Regiment möglich, sondern, daß, wenn regirt werden, wenn überhaupt Etwas geschehen soll, Entschlüsse gefaßt werden müssen, Einer aber stets Entschlüsse fassen kann, mögen sie nun gut oder schlecht, richtig oder falsch ausfallen, während eine vielgespaltene Versammlung, möchte sie auch in ihrem Schoß alle Weisheit und Tugend des Erdkreises bergen, nur schwer oder gar nicht zu einmüthigen Entschließungen gelangt. Offenbar nun nähern wir uns im Deutschen Reich diesem Zustande. In Preußen sagt man uns seit fast vierzig Jahren, daß in Militärfragen nur die Höchstgebietenden kompetent seien, daß der Bürger darüber kein Urtheil habe und daß es ihm die Vaterlandsliebe zur Pflicht mache, sich dem fachmännischen Urtheil Jener zu fügen; und thatsächlich haben sich die Volksvertretungen, wenn auch der Wahrheit nach nicht innerlich überzeugt, schließlich immer gefügt. Jetzt wird von den Marinefragen, die bis zu Bismarcks Abgang keine wichtige Rolle spielten, das Selbe behauptet und es läßt sich voraussehen, daß die Höchstgebietenden in den nächsten zwanzig Jahren unsere Flotte bis an die äußerste Grenze der Leistungfähigkeit des Volkes vermehren werden. Ich halte es nun für möglich, daß diese Höchstgebietenden mit ihrer Behauptung Recht haben und daß es Pflicht der Volksvertretungen sei, sich ihrem Urtheil und ihren Entscheidungen zu unterwerfen. Genau weiß ich es nicht, weil ich selbst von Militär- und Marinesachen nicht das Mindeste verstehe, daher auch nicht zu bemessen vermag, in welchem Grade die Parlamentarier sich im Umgang mit Regirungleuten Sachkenntniß anzueignen im Stande sind. Ja, meine Unwissenheit geht so weit, daß ich nicht einmal weiß, wer eigentlich die in Marinesachen allein sachverständigen Personen sind, ob es der Kaiser ist oder ob es die preußischen Minister oder die Mitglieder der Verbündeten Regirungen oder die Eisenbarone sind. Aber es giebt Dinge, die auch der Allerunwissendste mit völliger Sicherheit zu erkennen vermag; und so weiß ich denn das Eine ganz gewiß, daß unter diesen Umständen die

Zustimmung des Reichstages zu den Militär- und Marineforderungen der Regirung eine leere Form ist, daß die Volksvertretung jeden Anspruch auf Vertrauen einbüßt, wenn sie ihr Budgetrecht zu einer leeren Form herabwürdigen läßt, und daß sie, wenn sie ihre Würde wahren will, bei Entscheidungen über Militär- und Marinefragen ihre Mitwirkung verweigern muß und dafür keine Verantwortung übernehmen darf. Die Verantwortung haben — Das fordern Vernunft, Anstand und Gerechtigkeit — allein die Personen zu tragen, die behaupten, daß sie allein sachverständig seien und daß sie allein, unbeirrt von Partei-, Standes- und Klasseninteressen, das Wohl des Vaterlandes im Auge haben. Es ist die Pflicht dieser Personen, sich dem Volk mit Namen zu nennen und vor dem Volk die alleinige Verantwortung feierlich zu übernehmen. Wollen die Verbündeten Regirungen zur Beruhigung des Volkes bei jeder neuen Militär- und Marineforderung dem Reichstage eine Belehrung über deren Nothwendigkeit angedeihen lassen, so ist eine solche zwar mit Dank hinzunehmen, obwohl es einfacher wäre, diese Begründungen durch die Kreisblätter zu verbreiten. Nur muß dann der Reichstag entschieden gegen die Auffassung protestiren, als ob er durch beifälliges Kopfnicken zum Vortrage des Vertreters der Verbündeten Regirungen einen Theil der Verantwortung übernähme. β.

* * *

Giebt es außer dem Burenkrieg und der Flottenschlacht noch erwähnenswerth Neues? . . Ja, einige wichtige Thatsachen sind doch noch in die Chronik einzutragen. Christian Kraft, Fürst zu Hohenlohe-Oehringen und Herzog zu Ujest, hat das Amt des Oberstkämmerers niedergelegt. Die Einen sagen, weil er im Herrenhause gegen die Kanalvorlage stimmen und nicht erst, wie die Kanalgegner des Abgeordnetenhauses, von einem zu diesem Zweck zu kürenden Oberstoberstkämmerer vom Hofe verbannt sein wolle. Die Anderen, weil er dem berühmten Herrn Dr. Esser, mit dem er im Hause eines Herrn Schöller verkehrte, die Audienz beim Kaiser verschafft habe, die diesem sonderbaren Afrikareisenden einen hohen Orden eintrug. Das Staunen darüber, daß der Fürst nach Stolbergs Scheiden (Fall Kotze!) das Amt annahm, war wesentlich größer als das jetzt durch den Rücktritt erregte. Zweitens: Zum Gouverneur von Berlin ist der General von Bomstorff ernannt worden, ein vortrefflicher Mann, der aber herzkrank ist und unter Gichtanfällen so sehr leidet, daß seine Dienstfähigkeit mindestens zweifelhaft schien. In der Armee wird vielfach daran erinnert, daß Moltke sein Abschiedsgesuch mit dem Bemerken motivirte, er könne kein Pferd mehr besteigen. Der General von Bomstorff ist der Schwager eines Flügeladjutanten. Drittens: Der Staatssekretär im Reichsmarineamt, Admiral Tirpitz, soll dem preußischen Staatsministerium gesagt haben, der Kaiser wünsche, die Fertigstellung des neuen Flottengesetzes solle mit aller Kraft beschleunigt werden. Da die Sache noch nicht einmal an den Bundesrath gelangt war, der von dem Plan erst aus der offiziösen Presse Kenntniß erhielt, handelt es sich natürlich um die Erfindung eines strebsamen Reporters, der seinen Faust gelesen und sich die Worte des Schatzmeisters gemerkt hat: „Der Kaiser will, es muß sogleich geschehen!" Viertens: Zu Webers „Oberon" soll ein neuer Text gedichtet werden. Mit der Ausführung ist der Major z. D. Josef Lauff vom Kaiser beauftragt worden. Webers Grab wird streng bewacht.

Herausgeber: M. Harden in Berlin. — Verantwortlicher Redakteur: Jn Vertr. Dr. A. Berthold in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Albert Damcke in Berlin.